

Prof. Dr. Dariusz Makilla, Uniw. Kard. St. Wyszyńskiego, Wydz. Prawa, Katedra Powsz. Historii Państwa i Prawa, Dewajtis 5, PL – 01-815 Warszawa

Prof. Dr. Janusz Małek, Instytut Historii i Archiwistyki, ul. Gagarina 9, PL – 87-100 Toruń, Tel. 0048/56/6529284

Prof. Dr. Alvydas Nikžentaitis, Kražių 5, LT – 2002 Vilnius, Tel. 00370/2/614436

Dr. Kazimierz Pospieszny, ul. Staroscińska 3/8, PL – 82-200 Malbork

Prof. Dr. Wiesław Sieradzan, ul. Św. Józefa 7 B, PL – 87 – 100 Toruń

Prof. Dr. Janusz Tandecki, ul. Kochanowskiego 12/4 a, PL – 87-100 Toruń, Tel. 0048/56/6222945

Prof. Dr. Janusz Tondel, ul. Wąska 10 m. 7, PL – 87-100 Toruń, Tel. 0048/56/6114415

Prof. Dr. William Urban, Monmouth College, Departement of History, Monmouth, Ill., 61462 USA, Tel. 001/309/457-2388

Prof. Dr. Kazimierz Wajda, ul. Balonowa 5 a/8, PL – 87-100 Toruń, Tel. 0048/56/6529837

Prof. Dr. Jacek Wijaczka, ul. Solankowa 40 a 14, PL – 87-100 Toruń

Prof. Dr. Mieczysław Wojciechowski, ul. Kraszewskiego 20 m. 14, PL – 87-100 Toruń, Tel. 0048/56/6227395

Prof. Dr. Vladas Žulkus, Klaipėda Universitāt, H. Manto 84, LT-92294 Klaipėda

FÖRDERNDES MITGLIED:

Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin, Tel. 030/266441300

Kommissionsverlag: Elwert'sche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Reitgasse 7/9, 35037 Marburg (Lahn)

Manuskripteinsendungen sind zu richten an:

Dr. Dieter Heckmann, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin, oder
Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, An der Orangerie 3, 14469 Potsdam

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz
und Beihilfe des Herder-Instituts e.V.

Herstellung: Stahlinger Satz GmbH, 35305 Grünberg

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND
WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEN ARCHIVEN
DER STIFTUNG PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 46/2008

ISSN 0032-7972

Nr. 1

INHALT

Heinrich Lange, „von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit“. Das Kanthäuschen in Moditten bei Königsberg, S. 1 – Buchbesprechungen, S. 24.

„von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit“

Das Kanthäuschen in Moditten bei Königsberg

Von Heinrich Lange

Neben dem „Kantzimmer“ – ab 1938 Kant-Museum – des 1927 gegründeten und 1928 im Kneiphöfischen Rathaus in Königsberg eröffneten Stadtgeschichtlichen Museums wurde 1929 das sogenannte „Kanthäuschen“ beim Forsthaus Moditten vor den Toren Königsbergs als Kant-Gedenkstätte hergerichtet und zugänglich gemacht (Abb. 1–3 und 6)¹. Wohl auf Anregung der aus Kants Tischgenossen hervorgegangenen

¹ Zum Kanthäuschen vgl.: Ludwig Goldstein: Kants Sommerfrische, in: Kant-Studien 33, 1928, S. 421–427, hier S. 423: Restaurierung 1927, aber noch nicht Einrichtung bzw. Eröffnung erwähnt). – Erich Reichelt: Das Forsthaus Moditten – Kants Sommerfrische, in: Fürs Forsthaus Nr. 10, 20. Oktober 1934. Beilage zur Wochenschrift „Der Deutsche Forstbeamte“, S. 42, und Fortsetzung in Nr. 11, 24. November 1934, S. 46; Sammlung Dietrich Zlomke, Ravensburg. – Kanthaus und Kantlinde in Moditten. Eine Erinnerung an den großen Philosophen, in: Königsberger Tageblatt, Nr. 187, 8. Juli 1935, S. 5, Abb. – Eduard Anderson: Das Kanthäuschen in Moditten. Hrsg. vom Städtischen Verkehrsamt Königsberg (Pr) 1936, o.S. (Museum Stadt Königsberg, Duisburg, Inv.-Nr. 1689; acht Seiten); ein Exemplar auch in der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz, vorhanden. – Fritz Gause: Kant und Königsberg. Ein Buch der Erinnerung an Kants 250. Geburtstag am 22. April 1974, Leer/Ostfriesland 1974, S. 133. – Rudolf Malter/Ernst Staffa: Kant in Königsberg seit 1945. Eine Dokumentation. Unter Mitarbeit von Peter Wörster. Schriften der Mainzer Philosophischen Fakultätsgesellschaft Nr. 7, Wiesbaden 1983, S. 45 f. – Willi Freimann: Die historische Kant-Gedenkstätte in Moditten, in: Königsberger Bürgerbrief Nr. 22, 1984, S. 13 f. (Renovierung „erst 1929“ zu spät). – Ders.: Königsberg Pr. und seine Vororte. Eine Bild-Dokumentation, (Selbstverlag) Rendsburg 1988 (1. Aufl. 1984), S. 160–163 (und spätere lose maschinenschriftliche Beilagen als Ergänzung; aufgezeichnet unter Mitwirkung von Gerda Kollecker). – Rudolf Malter: Gefechtsstand



Abb. 1: Moditten bei Königsberg. Fotomontage von Ernst Grün in einem Faltblatt des Landesfremdenverkehrsverbandes Ostpreußen von 1937. Sammlung Dietrich Zlomke, Ravensburg.

„Gesellschaft der Freunde Kants“ ließ die Stadt 1927/28 das Fachwerkhäuschen, das einst dem Forstgehilfen bzw. Sekretär des Oberförsters der „Capornschen Heide“ als Wohnung gedient haben soll, durch den aus Schirwindt im äußersten Osten Preußens stammenden Architekten und Kant-Biografen Walter Kuhrke in Königsberg-Ratshof durchgreifend umbauen und renovieren².

im Endkampf um Königsberg. Das Modittener Kanthäuschen im Wandel der Jahrhunderte, in: Das Ostpreußenblatt v. 23. Juni 1984, S. 10. – Robert Albinus: Lexikon der Stadt Königsberg Pr. und Umgebung. 2. erw. Aufl., Leer 1988 (1. Aufl. 1985), S. 152f. s.v. Kants Häuschen. – Dietrich Zlomke: Legende und Wirklichkeit. Auf den Spuren Immanuel Kants in Königsberg, in: Das Ostpreußenblatt v. 21. November 1992, S. 12. – Immanuel Kant. Erkenntnis – Freiheit – Frieden. Katalog zur Ausstellung anlässlich des 200. Todestages am 12. Februar 2004. Museum Stadt Königsberg der Stadtgemeinschaft Königsberg (Pr) im Kultur- und Stadt-historischen Museum Duisburg. Hrsg. von Lorenz Grimoni und Martina Will, Husum 2004, S. 120f. – Heinrich Lange: Das Kanthäuschen in Moditten bei Königsberg, in: Deutsches Kulturforum östliches Europa (Hrsg.): KulturLandschaft Ost- und Westpreußen (= Potsdamer Bibliothek östliches Europa – Geschichte), Potsdam 2005, S. 187–194. – Ders.: Wo Kant Urlaub machte. Erinnerungen an eine Wirkungsstätte des vor 282 geborenen Philosophen, in: Preußische Allgemeine Zeitung v. 22. April 2006, S. 9.

² Goldstein (wie Anm. 1), S. 423. – Nach Erich Reichelt ließ die Kant-Gesellschaft das Häuschen erneuern; vgl. Reichelt (wie Anm. 1), Nr. 11, S. 46.



Abb. 2: „Das historische Kanthäuschen“ (Ansicht von Südosten, im Hintergrund das Forsthaus). Ansichtskarte um 1935. Sammlung Dietrich Zlomke, Ravensburg.

Dabei wurden das alte Reetdach durch ein ziegelgedecktes Satteldach ersetzt, die Türen und Fenster erneuert und die Raumteilung wie zu Kants Zeit wiederhergestellt³. „Man betritt den Wohnraum von einem kleinen Flur aus, neben dem links eine kleine Küche liegt. Ein schmaler Teil des Wohnraumes ist als Ruheraum abgetrennt.“⁴ Im Geschäftsbericht der Gesellschaft der Freunde Kants von 1927/28 heißt es, der Oberpräsident von Ostpreußen – dies war der von 1920 bis 1932 amtierende Ernst Siehr (1869–1945) – habe zugesagt, „daß zur Erhaltung der Kantstätte in Moditten von Staat, Stadt und Provinz und dem jetzigen Inhaber der Kantstätte insgesamt 1800 RM [...] bereitgestellt wären“. Die Erneuerung wäre noch nicht so weit fortgeschritten, dass das Forsthaus allgemeinem Besuch zugänglich sei, doch sei die Eröffnung in absehbarer Zeit zu erhoffen⁵.

Ludwig Goldstein (1867–1943), Feuilletonchef der „Königsberger Hartungschens Zeitung“, schildert das restaurierte Häuschen in seinem nicht zuletzt der feuilletonistischen Form wegen lesenswerten Aufsatz „Kants Sommerfrische“ in den Kant-Studien von 1928: „Wer jetzt die Stadt der reinen Vernunft auf der Pillauer Landstraße verläßt und hinter dem alten Spittelkrug linker Hand auf den sandigen Landweg abbiegt, dem

³ Freimann, Kant-Gedenkstätte (wie Anm. 1), S. 14. – Freimann, Königsberg Pr. und seine Vororte (wie Anm. 1), Beilage, S. 2, 10, Abb.

⁴ Albinus (wie Anm. 1), S. 152. – Vgl. Grundriss bei Freimann, Königsberg Pr. und seine Vororte (wie Anm. 1), Beilage S. 10, Abb.

⁵ Vgl. Christian Tilitzki: Zur Königsberger Kant-Tradition im 20. Jahrhundert, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Bd. 50, 2004, S. 191–287, hier S. 276, Anm. 297.

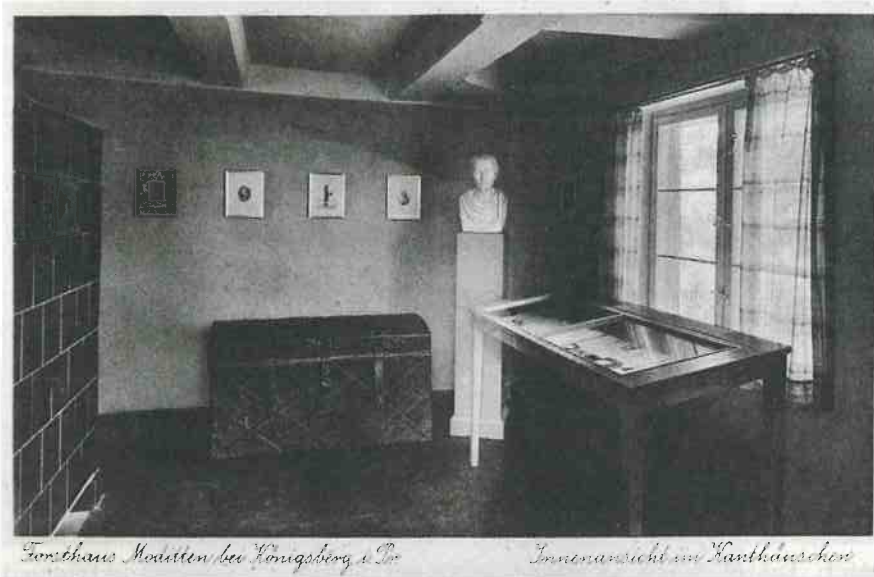


Abb. 3: „Innenansicht im Kanthäuschen“. Ansichtskarte aus der 2. Hälfte der 30er Jahre. Sammlung Dietrich Zlomke, Ravensburg.

sticht bald das von drei alten Linden geschützte Häuschen durch seine kräftigen Farben ins Auge. Die weißgetünchten Wände werden von schwarzem Fachwerk, den blauen Türen und Fensterläden angenehm unterbrochen und durch ein rotes Ziegeldach gekrönt. Ein Miniaturgärtchen hält treu zum Hause, und der murmelnde Bach, der nahe vorbeifließt, erhöht die Stimmung ländlicher Einsamkeit.“⁶

Im Forsthaus und Gartenhäuschen am in den Pregel mündenden Moditter Bach, wohin vom etwa eine halbe Wegstunde entfernten Schloss Holstein, dem vormals kurfürstlich-königlichen Jagdschloss Friedrichshoff, eine Allee führte, hatte sich Kant in jüngeren Jahren des Öfteren während der akademischen Ferien bei seinem gleichaltrigen Freund Michael Wobser (um 1724–1795), dem Förster des Moditter Beritts, Amt Kaporn, aufgehalten und 1763 die Schrift „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“, die eine besondere Stellung unter den Werken des Philosophen einnimmt, verfasst (Abb. 4).

Das Kanthäuschen musste bereits 1935/36 erneut renoviert werden (Abb. 1–2 und 6). Von dieser Restaurierung stammen offenbar die nun grün gestrichenen Fensterläden, die metallene Kaminabdeckung und die Gedenktafel neben der Tür (Abb. 7) sowie mit ziemlicher Sicherheit auch erst die (oder ein Teil der) Einrichtung des Innenraumes als Museum, für die bisher schon das Jahr 1929 angegeben wird. Im „Königsberger Tageblatt“ vom 8. Juli 1935 steht, dass das Kanthäuschen „in seiner jetzigen Beschaffenheit

⁶ Goldstein (wie Anm. 1), S. 423 mit Abb.

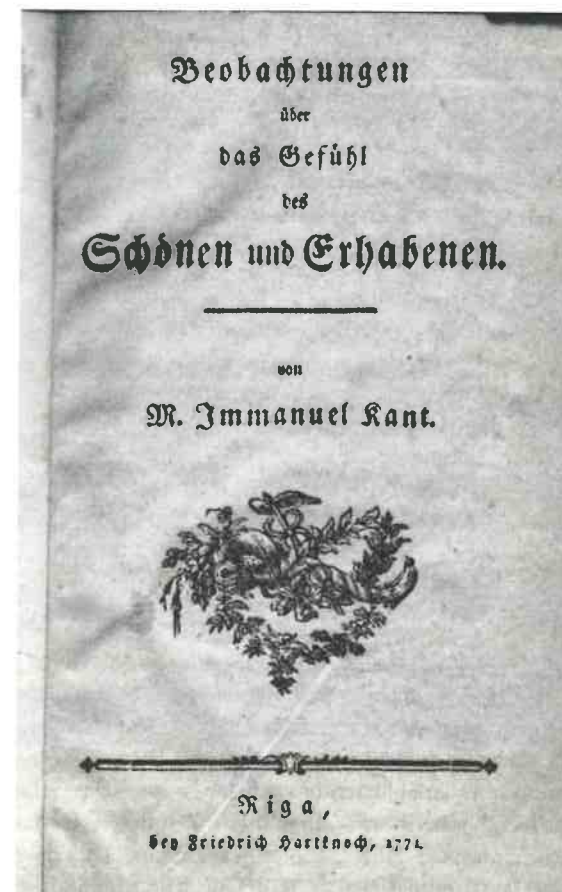


Abb. 4: Titelblatt von Kants „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“. Verlag Johann Friedrich Hartknoch, Riga 1771. Original im Museum Stadt Königsberg, Duisburg. Foto: Museum Stadt Königsberg (Aufnahme Frank Napierala)

keine würdige Erinnerung an den großen Philosophen“ biete und so „auf eine Anregung von Konsul Jonas [Hans Jonas (1893–1967), Direktor der Deutschen Ostmesse Königsberg ab 1930] hin in dankenswerter Weise die Stadt entschlossen“ habe, „sich dieser Erinnerungsstätte anzunehmen. Das Kanthäuschen in Moditten und der kleine Garten mit der Kant-Linde sollen durch das Verkehrsamt in die Obhut der Stadt übernommen werden, die das Besitztum als würdige Gedenkstätte an Königsbergs berühmten Sohn erhalten will.“⁷ Im Geschäftsbericht der Gesellschaft der Freunde Kants von 1935/36 ist von „Dank für die Instandsetzung Kanthäuschen in Moditten

⁷ Kanthaus und Kantlinde (wie Anm. 1).



Abb. 5: „Kant-Linde im Park“ mit Gedenktafel. Ansichtskarte der 30er Jahre. Aus: Freimann, Königsberg Pr. und seine Vororte, 1988, S. 163, Abb. unten.

an Oberbürgermeister Helmuth Will“ die Rede⁸. Der promovierte Jurist Hellmuth Will (1900–1982), der in der Zeit der Weltwirtschaftskrise als Finanzfachmann nach Königsberg geholt wurde und in der Partei keine große Rolle spielte, leitete seit 1933 die Geschicke der Stadt, blieb 1945 in der belagerten Festung Königsberg und ging nach der Kapitulation mit den Soldaten in zehnjährige russische Gefangenschaft⁹.

Und am 23. April 1937 schreibt die „Preußische Zeitung“: „Gestern eröffnete der Bohnenkönig des vergangenen Jahres, Bibliotheksdirektor Dr. Diesch [Carl Diesch (1880–1957), letzter Direktor der Staats- und Universitätsbibliothek Königsberg ab 1927], das Mahl und erstattete gleichzeitig den Jahresbericht. Er machte die Feststellung, daß die beiden großen Andenken Königsbergs an Kant, das Kanthäuschen in Moditten und das Kantzimmer im Stadtgeschichtlichen Museum[,] sich weiterer Entwicklung und Ausgestaltung erfreuen.“¹⁰ Aus dem „Führer durch Königsberg und Umgebung“ von 1938 erfahren wir, dass das Kanthäuschen von der Endstation der Straßenbahnlinie 7 in Juditten „in einem Fußmarsch von einer dreiviertel Stunde zu erreichen“, der Eintritt frei und der Schlüssel im Forsthaus erhältlich war¹¹.

⁸ Tilitzki (wie Anm. 5), S. 280, Anm. 329.

⁹ Albinus (wie Anm. 1), S. 339 s.v. Will, Hellmuth. – Königsberger Bürgerbrief 21, 1983, S. 25.

¹⁰ Vgl. o.V.: Zum dritten Male verschwand die Bohne. Seit mehr als 100 Jahren „Bohnenmahl“ zu Ehren Kants, in: Kant-Studien 41, 1936, letzte S.

¹¹ Eduard Anderson (Bearb.): Führer durch Königsberg und Umgebung, 8. neubearb., erw. und erg. Aufl., Königsberg 1938. (= Reprint Reisebücher von Anno dazumal, 12, Leer/Ostfriesland 1990 (1991), S. 132 und 145 (Zitat).



Abb. 6: Kanthäuschen von Südwesten, aufgenommen um 1935. Foto: Herder-Institut e.V. Marburg, Bildarchiv.

1937 hat der aus Livland stammende, an der Königsberger Kunstakademie studierende, 1923 an die Kunst- und Gewerkschule berufene und hier ab 1930 als Professor für Schrift, Plakatgestaltung, Illustration und Fotomontage wirkende Kunsterzieher Ernst Grün (1890–1965)¹² für ein Faltblatt des Landesfremdenverkehrsverbandes Ostpreußen das Kanthäuschen in einer Fotomontage mit der berühmten Bronzestatue Immanuel Kants von Christian Daniel Rauch aus dem Jahre 1857 vor der Neuen Universität verbunden (Abb. 1).

Die Ausstattung des Kanthäuschens von etwa quadratischem Grundriss (4,5 × 5,0 m) gibt Eduard Anderson (1873–1947), Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums, in dem 1936 vom Städtischen Verkehrsamt Königsberg herausgegebenen Heftchen „Das Kanthäuschen in Moditten“ an: „In dem Wohnraum des Hauses steht die Büste Kants, die Hagemann 1801 nach dem Leben fertigte, in einem guten Abguß. Zeitgenössische Kantbilder (Reproduktionen) hängen an den Wänden und eine Vitrine enthält Nach-

¹² Zu Grün vgl. Albinus (wie Anm. 1), S. 11 f. s.v. Grün, Ernst.

bildungen von Handschriften und Buchtiteln Kants, sowie das Werk ‚Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen‘.“ (Abb. 3)¹³

„Kant hatte als junger Mann“, so Anderson, der auch akademischer Kunstmaler und bis zu seinem Amtsantritt 1928 Leiter der Gemäldegalerie im Königsberger Schloss war, „in jener Zeit, als er Hauslehrer auf ostpreußischen Gütern war, die sommerlichen Schönheiten der Gärten und Parkanlagen lieben gelernt und dies hat seinen Sinn für die Natur noch vertieft. Der Anblick der Natur hatte ihn bei seinem tief-schürfenden Denken zu allerlei Betrachtungen und Vergleichen angeregt, wobei der Mensch auch hier der Mittelpunkt des Denkens war. Rousseaus Anschauungen hatten einen nachhaltigen Eindruck auf ihn gemacht.“¹⁴

Friedrich Benninghoven, Direktor des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz in Berlin, schreibt hierzu im Ausstellungskatalog „Immanuel Kant. Leben – Umwelt – Werk“ zur 250. Wiederkehr des Geburtstages des Philosophen 1974: „Kant war damals gerade durch die Bekanntschaft mit dem Werk Rousseaus auf eine Suche des Weges zur Menschennatur gelangt. Rousseau [(1712–1778)] galt ihm als ‚ein zweiter Newton‘ [(1643–1727)].“¹⁵ Der französisch-schweizerische Naturphilosoph hatte neben dem Engländer David Hume (1711–1776) von den zeitgenössischen Philosophen auf die Entwicklung der Weltanschauung des Magisters Kant den größten Einfluss.

Dies geht aus Kants eigenhändigen Eintragungen von 1764/65 in seinem mit weißen Blättern durchschossenen Handexemplar der „Beobachtungen“, die 1991 von Marie Rischmüller, Frankfurt, in einer neutranskribierten, vollständigen und kommentierten Edition vorgelegt wurden, hervor. Dort heißt es: „Ich bin selbst aus Neigung ein Forscher. Ich fühle den gantzen Durst nach Erkenntnis und die begierige Unruhe darin weiter zu kommen oder auch die Zufriedenheit bey jedem Erwerb. Es war eine Zeit da ich glaubte dieses allein könnte die Ehre der Menschheit machen und ich verachtete den Pöbel der von nichts weis. *Rousseau* hat mich zurecht gebracht. Dieser verblendende Vorzug verschwindet, ich lerne die Menschen ehren und ich würde mich weit unnützer finden wie den gemeinen Arbeiter wenn ich nicht glaubete daß diese Betrachtung allen übrigen einen Werth ertheilen könne, die Rechte der Menschheit her-

¹³ Anderson (wie Anm. 1), S. (7). – Vgl. auch Besprechung von Fritz Gause: in: Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Ost- und Westpreußen, Jg. 11, Nr. 3, 1937, letzte S.: „Die Herrichtung des Kanthäuschens in Moditten zu einer Erinnerungsstätte veranlaßte den rührigen Direktor des Stadtgeschichtlichen Museums, der die Königsberger Kantandenken betreut, zur Herausgabe eines kleinen Führers, in dem auf wenigen Seiten das Wesentliche über Kants Beziehungen zum Förster Wobser in Moditten und das Häuschen, in dem er im Sommer 1763 sein Buch ‚Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen‘ geschrieben hat, gesagt hat.“

¹⁴ Anderson (wie Anm. 1), S. (2).

¹⁵ Friedrich Benninghoven (Bearb.): Immanuel Kant. Leben – Umwelt – Werk. Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz aus Beständen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, der Bayerischen Staatsbibliothek München, des Hauses Königsberg in Duisburg und anderer Leihgeber zur 250. Wiederkehr von Kants Geburtstag am 22. April 1974, Berlin o. J. (1974), S. 106.

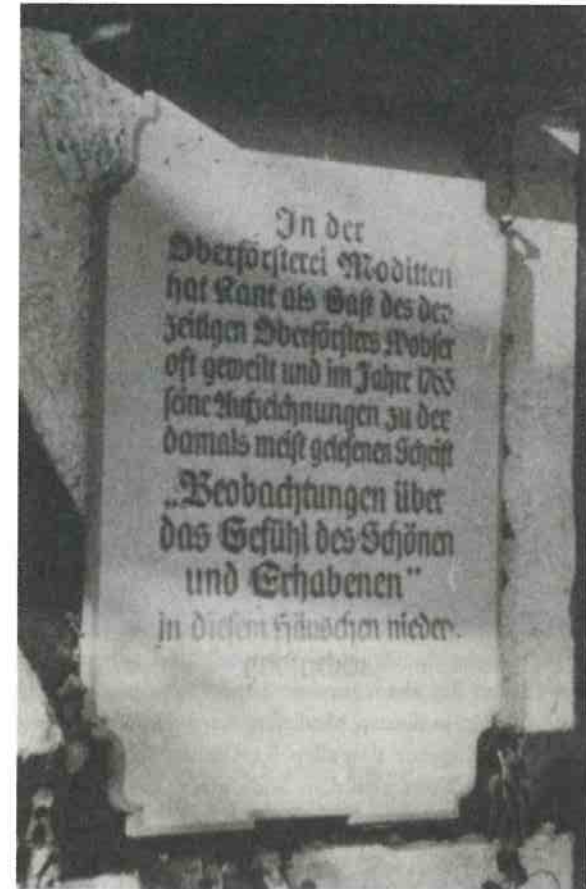


Abb. 7: Gedenktafel am Kanthäuschen. Aufnahme von Gerda Kollecker um 1930/40. Sammlung Dietrich Zlomke, Ravensburg.

zustellen.“¹⁶ Auf einem weiteren eingebundenen Blatt steht das Notat: „*Rousseau*. Verfäht synthetisch und fängt vom natürlichen Menschen an ich verfare analytisch und fange vom gesitteten an.“¹⁷

Kants Handexemplar der „Beobachtungen“ gehört zu den seit 1945 verschollenen Beständen der Königsberger Staats- und Universitätsbibliothek. Um 1940 wurde es für die von der Preußischen Akademie der Wissenschaften zu Berlin ab 1900 herausgegebene Werkausgabe „Kant’s gesammelte Schriften“ ausgeliehen, wo die Schrift 1942 als

¹⁶ Immanuel Kant: Bemerkungen in den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“. Neu herausgegeben und kommentiert von Marie Rischmüller. Kant-Forschungen Bd. 3, hrsg. von Reinhard Brandt und Werner Stark, Hamburg 1991, S. 38.

¹⁷ Ebd., S. 16.

Band XX erschien, und bis 1943 nach Königsberg zurückgegeben¹⁸. Doch ist, wie die Marburger Philosophen Reinhard Brandt und Werner Stark in den Kant-Studien von 1988 berichten, Kants Handexemplar in „Photographien (ca. 21 × 15 cm), die anscheinend in den 30er Jahren angefertigt worden sind“, verfügbar und in einer Kopie, die die Grundlage für Rischmüllers Edition bildete, in dem 1982 im Institut für Philosophie der Philipps-Universität Marburg gegründeten Kant-Archiv vorhanden¹⁹.

Ein Porträtstich Rousseaus hing nach Berichten von Zeitgenossen in Kants Arbeitszimmer als einziges Bild seines 1784 bezogenen Hauses am Prinzessin-Platz nahe der Nordwestecke des Königsberger Schlosses²⁰. Es war ein Geschenk seines Freundes, des Bankdirektors Ludwig Ruffmann (1737–1794)²¹, der wie die aus England bzw. Schottland stammenden Kant-Freunde, die Kaufleute Joseph Green (1727–1786) und dessen Kompagnon Robert Motherby (1736–1801) (= Handelshaus Green, Motherby & Co.), der später Kants Finanzen verwaltete, ebenfalls bei der Familie Wobser verkehrte²².

Während Kant selbst nichts über Moditten niedergeschrieben hat, berichtet sein Schüler, Freund und Biograf Ludwig Ernst Borowski (1740–1831), Pfarrer an der Neuroßgärter Kirche,²³ in „Darstellung des Lebens und Charakters Immanuel Kants“ (1804): „Am öftesten und längsten hielt er sich in dem Forsthause Moditten, eine Meile von Königsberg auf. Der Oberförster Wobser, der da wohnte, war ein Wirt, wie er ihn sich beim ländlichen Aufenthalt wünschte, ohne die mindeste Künstelei im Ausdruck und in Manieren, von sehr gutem natürlichen Verstande und edlem, gutem Herzen. Bei ihm hielt er sich während der akademischen Ferien sehr gerne und auch wohl über eine ganze Woche auf. Hier, in diesem Moditten, ward das Werk über das Schöne und Erhabene (vielleicht die gelesenste von allen Kantischen Schriften) ausgearbeitet; hier mußte ihm der Oberförster Wobser zu dem Bilde sitzen, das K. in der eben genannten

¹⁸ Malter/Staffa (wie Anm. 1), S. 10. – Werner Stark: Nachforschungen zu Briefen und Handschriften Immanuel Kants, Berlin 1993, S. 211, Anm. 3. – Werner Stark: Kant: Mit der Feder in der Hand, in: Immanuel Kant (wie Anm. 1), S. 73–81, hier S. 77, Nr. 6.

¹⁹ Reinhard Brandt/Werner Stark: Das Marburger Kant-Archiv, in: Kant-Studien 79, 1988, S. 81–88, hier S. 86.

²⁰ Werner Stark: Erläuterungen zum Kant-Bildnis, in: Immanuel Kant, Bemerkungen in den „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ (wie Anm. 16), S. 292 mit Anm. 16. – Werner Stark: Wo lehrte Kant?, in: Joseph Kohlen (Hrsg.): Königsberg-Studien. Beiträge zu einem besonderen Kapitel der deutschen Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts, Frankfurt am Main et al. 1994, S. 81–110, hier S. 102, Anm. 65.

²¹ Fritz Gause: Die Geschichte der Stadt Königsberg in Preußen. Hrsg. vom Herder-Institut e.V., Marburg. Bd. II. 2. erg. Aufl., Köln–Weimar–Wien 1996 (1. Aufl. Köln–Graz 1965–1971, Bd. 2, 1968), S. 194, 299.

²² Anderson (wie Anm. 1), S. (5). – Albinus (wie Anm. 1), S. 152.

²³ Zu Borowski vgl. Christian Friedrich Reusch: Historische Erinnerungen, Königsberg 1848 (= Kant und seine Tischgenossen, Königsberg 1849), S. 24–26. – Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bearb. und hrsg. von Friedrich Wilhelm Bautz, Hamm/Westf. o.J. (1976?), Sp. 706f. s.v. Borowski. – Albinus (wie Anm. 1), S. 41f. s.v. Borowski.



Abb. 8: Gerda Kollerker, letzte Besitzerin des Forsthause Moditten, zu Pferde gegenüber dem Kanthäuschen, aufgenommen um 1930/40. Sammlung Dietrich Zlomke, Ravensburg.

Schrift vom Charakter des deutschen Mannes entwarf.“²⁴ „In gewisser Weise sind die ‚Beobachtungen‘, so Benninghoven, „schon ein Schritt in der Richtung auf seine spätere ‚Anthropologie‘. In ihnen findet sich eine Betrachtung der vier Temperamente ebenso wie eine Charakterisierung der Eigenschaften der verschiedenen Nationen.“²⁵

Borowski als späteren „Bischof der evangelischen Kirche, Generalsuperintendent von Ostpreußen, Oberhofprediger, Oberkonsistorialrath und Ritter des Königl. großen rothen Adler Ordens“ zwischen 1815 und 1829, bevor er von König Friedrich Wilhelm III. zum ersten und einzigen Erzbischof in Preußen ernannt und 1831 geadelt wurde, zeigt ein Kupferstich in Punktiermanier des Berliner Genre- und Porträtmalers sowie Lithographen Karl Friedrich Hampe (1772–1848) nach dem in der Neuroßgärter Kirche befindlichen Gemälde des 1800 aus Berlin an die Provinzial-Kunst- und Zeichenschule berufenen Historien- und Porträtmalers (Johann Friedrich) Andreas Knorre (1763–1841)²⁶, der im Übrigen 1804 Kants Totenmaske abgenommen hat.

²⁴ Felix Groß (Hrsg.): Immanuel Kant. Sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen. Die Biographien von L. E. Borowski, R. B. Jachmann und A. Ch. Wasianski. Deutsche Bibliothek, Berlin 1912, S. 58. – Vgl. auch Anderson (wie Anm. 1), S. (4f.).

²⁵ Benninghoven (wie Anm. 15), S. 106.

²⁶ Katalog Immanuel Kant (wie Anm. 1), S. 147f., Abb. 13.6.

Es war, so Goldstein, „in jener Zeit allgemein Sitte, des Sommers möglichst im Freien, d.h. in Gartenhäusern, zu wohnen und zu schaffen [...]. Die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts war die Blütezeit eines durch Rousseau nur noch gesteigerten neuen Naturgefühls. Es fand seinen unmittelbarsten Ausdruck in der Vorliebe, im Grünen zu leben, zu arbeiten, zu genießen und zu schwärmen.“²⁷ Davon zeugen auch die „Beobachtungen“, aus denen auf der Gedenktafel an der unter Denkmalschutz stehenden alten Kant-Linde im Park unweit des Forsthauses mit der Überschrift „Die Nacht ist erhaben, der Tag ist schön“ zitiert wird (Abb. 5 und 11): „Gemütsarten, die ein Gefühl für das Erhabene besitzen, werden durch die ruhige Stille eines Sommerabends, wenn das zitternde Licht der Sterne durch die braunen Schatten der Nacht hindurchbricht und der einsame Mond im Gesichtskreise steht, allmählich in hohe Empfindungen gezogen, von Freundschaft, von Verachtung der Welt, von Ewigkeit.“²⁸ „In eigenartiger Weise werden hier“, so Benninghoven, „ästhetische und moralpsychologische Betrachtungen miteinander verbunden.“²⁹ Im Übrigen soll sich einst auf der Linde, die zuletzt von der Stadtgärtnerei gepflegt wurde³⁰, ein Hochsitz befunden haben, von dem man einen Ausblick über das Pregeltal bis zum Frischen Haff hatte. Karl Vorländer (1860–1928), der Solinger Gymnasiallehrer, schreibt in seiner Biografie „Immanuel Kant“ (1924): „Noch heute zeigt man dem Besucher die Giebelstube des jetzt in eine ländliche Restauration umgewandelten Forsthauses, in welcher der Philosoph gewohnt, die alte Linde, in deren Hochsitz er gesessen, unter deren Schatten er seine Schrift geschrieben haben soll.“³¹

Goldstein, von 1906 bis 1929 auch Vorsitzender des von ihm 1901 gegründeten Goethebundes³², bemerkt zu der im Januar 1764 bei dem bekannten Königsberger Buchhändler und Verleger Johann Jacob Kanter (1738–1786) erschienenen, bei Kants Zeitgenossen sogleich populären Schrift, die 1771 bereits in dritter Auflage – nun bei Johann Friedrich Hartknoch d. Ä. (1740–1789) in Riga – herausgegeben wurde: „Sie war ein Lieblingsbuch Herders und spielte noch im Briefwechsel Schillers und Goethes eine gewisse Rolle. Goethe eröffnet am 18. Februar 1795 die Unterhaltung darüber mit der Kritik: ‚Es wäre eine recht artige Schrift, wenn die Worte schön und erhaben auf dem Titel gar nicht stünden und im Büchelchen selbst seltener vorkämen. Es ist voll allerliebster Bemerkungen über die Menschen, und man sieht seine Grundsätze schon keimen.‘ Schiller hat das ‚bei Lesung derselben‘ auch empfunden und antwortet: ‚Für die ernsthafte Materie schien mir der Stil etwas zu spielend und blumenreich; ein sonderbarer Fehler an einem Kant, der aber wieder sehr begreiflich ist.‘“³³

²⁷ Goldstein (wie Anm. 1), S. 423.

²⁸ Vgl. auch Katalog Immanuel Kant (wie Anm. 1), S. 120 o. Abb.: Repro eines Fotos, ca. 1935; Museum Stadt Königsberg, Duisburg, Inv.-Nr. 23062.

²⁹ Benninghoven (wie Anm. 15), S. 106.

³⁰ Freimann, Kant-Gedenkstätte (wie Anm. 1), S. 14.

³¹ Karl Vorländer: Immanuel Kant. Der Mann und sein Werk. 2. erw. Aufl. Hrsg. von Rudolf Malter, Hamburg 1977, S. 142 f.

³² Albinus (wie Anm. 1), S. 105 s.v. Goethebund; S. 106 s.v. Goldstein.

³³ Goldstein (wie Anm. 1), S. 422.



Abb. 9: Das Kanthäuschen im Winter mit Storch (Ansicht von Nordwesten). Aufnahme von Gerda Kolleyer, um 1930/40. Sammlung Dietrich Zlomke, Ravensburg.

Ansichtskarten des Königsberger Verlags Bruno Perling mit Poststempeln vom 29. Juli und 25. August 1940, die wegen der Bezeichnung „Forsthaus Moditten (frühere Oberförsterei) bei Königsberg“ noch vor der Eingemeindung des Ortes am 1. April 1939 gedruckt worden sein müssen, zeigen das Fachwerkhäuschen und eine Innenansicht³⁴. Nach der umseitigen Legende war es mit der Gastwirtschaft im Forsthaus „Beliebtes Ausflugslokal und Kantstätte“. Der Königsberger Willi Freimann (1910–1994) schreibt 1984: „Besonders die Studenten mögen in der ersten Zeit als Besucher überwogen haben, das beweisen der Wandschmuck und das Kommerslied im Jagdzimmer (Abb. 12). Aber auch der Johannisbeerwein, dieses Spezialgetränk, das so wunderbar schmeckte, von dem man eine Menge trinken konnte und die ‚umwerfende‘ Wirkung erst merkte, wenn man sich vom Platz erhob, war in Königsberg bald in aller Munde. Dieses blaßrote, verhältnismäßig billige Getränk, das so lieblich durch die Kehle rann, bekam dann auch gleich den richtigen Namen: ‚Kopskiekelwein‘. Er wird allen Besuchern, die ihn in vollen Zügen genossen haben, bis zum Lebensende in guter Erinnerung geblieben sein“³⁵. Ruth Albrecht-Striewski erinnert sich 1966 in ihrem Artikel

³⁴ Katalog Immanuel Kant (wie Anm. 1), S. 20, Abb. 120; hier Sammlung Dietrich Zlomke, Ravensburg, vergessen (Poststempel „Königsberg (Pr)-Metgethen 29. 7. 40“). – Ostpreußisches Landesmuseum, Lüneburg (Poststempel 25. 8. 40). – Zur Abbildung der Innenansicht auf einer Postkarte vgl. auch Freimann, Königsberg Pr. und seine Vororte (wie Anm. 1), S. 162, Abb. unten. – Malter (wie Anm. 1).

³⁵ Freimann, Kant-Gedenkstätte (wie Anm. 1), S. 14. – Vgl. auch Freimann, Königsberg Pr. und seine Vororte (wie Anm. 1), Beilage, S. 2 f.

„Gastliche Stätten in Königsberg“: „Am 30. April zogen wir seit jeher hinaus nach Moditten. Von der Endstation der Straßenbahnlinie 7 in Juditten ging es vorbei an Kants Sommerhäuschen. Mehr aber als diese historische Stätte interessierten uns im Forsthaus Moditten das gut zubereitete, reichliche Bauernfrühstück oder die Schinkenbrote – rosiger Landschinken bedeckte in dicken Scheiben das gute Landbrot und den Teller dazu. Für den Kopskiekelwein brauchte man schließlich eine gute Unterlage. Er trank sich zwar süß und harmlos, bedammelte aber den unerfahrenen und hastigen Zecher ohne Erbarmen.“³⁶ Auch der in der Wrangel-Kaserne an der Cranzer Allee in Königsberg-Rothenstein stationierte Soldat Erwin, der die erwähnte Feldpostkarte vom 29. Juli 1940 nach Westfalen geschickt hat, scheint von dem Obstwein etwas zu viel genossen zu haben, denn auf ihr stehen die Worte: „Und noch immer sitzen wir hier draußen jwd, ohne die Aussicht zu haben, anderswo als in Ostpreußen das Kriegsende zu erleben. Es ist zum ... (Gewünschtes bitte einsetzen!“.

Schließlich heißt es in den Geschäftsberichten der „Gesellschaft der Freunde Kants“ von 1937, das „Fremdenbuch beweise regen Besuch“³⁷, und 1939, das Kantmuseum und das Kanthäuschen erfreuten sich zahlreichen Besuchs auch aus dem Ausland³⁸. Die sogenannte „Bohnenrede“ der Gesellschaft zu Kants 215. Geburtstag 1939 hielt übrigens Anderson über das Thema „Welche Verehrung genoß Kant bei seinen Freunden, Schülern und Zeitgenossen, und was tat die Nachwelt zu seinem Ruhm?“³⁹ Kants „Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen“ hatte bereits einige Jahre zuvor der Insel-Verlag in Leipzig neu herausgegeben.

Bei der im Ausstellungsraum auf einem Pfeiler stehenden Kant-Büste in antikisierender Form einer Herme (Abb. 3) dürfte es sich um einen im Jubiläumsjahr 1924 vom Marmororiginal des Schadow-Schülers und -Gehilfen Carl Friedrich Hagemann in der Gipsgießerei der Königsberger Kunstakademie in einer Auflagenhöhe von sechs Stück geformten Abguss handeln. Zumindest einer dieser Gipsabgüsse ist noch erhalten. 1972 erhielt ihn das Museum Stadt Königsberg in Duisburg als Schenkung der Familie des in Berlin geborenen Prähistorikers Felix Ernst Peiser (1862–1921)⁴⁰, der seit 1894 an der Königsberger Albertina lehrte, dort 1905 Professor wurde und seit 1916 auch Vorsitzender der Altertumsgesellschaft Prussia war⁴¹. Die jüngste Vermutung des Marburger Philosophen Werner Stark, dass es sich bei dem Duisburger Exemplar um einen Abguss der Büste von Rudolf Siemering (1835–1905) handelt, die dieser 1880 in Berlin

³⁶ Ruth Albrecht-Striewski: Gastliche Stätten in Königsberg, in: Das Ostpreußenblatt v. 15. Oktober 1966, S. 5.

³⁷ Tilitzki (wie Anm. 5), S. 281, Anm. 334.

³⁸ Ebd., S. 282, Anm. 342.

³⁹ Ebd., S. 282.

⁴⁰ Inventarverzeichnis Museum Stadt Königsberg, Duisburg, Inv.-Nr. 1547 („Schenkung E. Peiser, 1972“; in einer Auflagenhöhe von sechs Exemplaren); bei „E. Peiser“ muss es sich um einen Sohn oder eine Tochter handeln. – Katalog Immanuel Kant (wie Anm. 1), S. 21, 218, Abb.

⁴¹ Albinus (wie Anm. 1), S. 240 s.v. Peiser.



Abb. 10: Architekt Dietrich Zlomke zitiert den Text der ehemaligen Gedenktafel an der Kant-Linde. Links Dolmetscherin Natascha Starynina, hinten Architekt Igor Schelepov mit Frau Ludmilla, rechts Stadtarchitekt Vassily Britan. Aufnahme vom 18. September 1992. Foto: Anatolij Bachtin, Staatliches Gebietsarchiv Kaliningrad.

von dem Original Hagemanns in Marmor angefertigt hat⁴², überzeugt nicht. Die originale, von Hagemann nach dem im Januar 1801 in Königsberg gefertigten Tonmodell im Atelier seines Meisters Johann Gottfried Schadow in Berlin aus Carrara-Marmor gehauene Büste, von der keine fotografische Abbildung existiert, ist seit 1948 verschollen. Zuletzt im Senatszimmer der Neuen Universität am Paradeplatz stehend, rettete sie 1945 der in Strausberg bei Berlin geborene Chirurg Professor Oskar Ehrhardt (1873–1950) aus dem Schutt der beim britischen Luftangriff in der Nacht des 29./30. August 1944 zerstörten Hochschule – ein kleines Stück der Nasenspitze fehlte allerdings – und bewahrte sie bis zu seiner Ausweisung im Oktober 1947 in seinem Zimmer im Elisabeth-Krankenhaus in der Ziegelstraße auf⁴³.

Im Sommer 1944 war es mit der Ruhe und Erholung im landschaftlich so reizvollen Moditten, das zuletzt zum Forstamt Kobbeltbude gehörte, vorbei. Wie Gerda Kollecker geb. Roeckner († 199?) – nach dem Tod ihres Vaters Max Roeckner im Jahre 1933 die letzte Besitzerin des Forsthauses und der ansehnlichen Landwirtschaft, die sie mit

⁴² Werner Stark: Eine unbekannte Kant-Büste, in: Jahrbuch für Historische Bildungsforschung Bd. 10, 2004, S. 347–350, Abb. Umschlagseite. – Die Kant-Büste ist aber seit über 25 Jahren bekannt und wurde viel diskutiert.

⁴³ Herbert Meinhard Mühlpfordt: Königsberger Skulpturen und ihre Meister 1255–1945 (= Ostdeutsche Beiträge. Aus dem Göttinger Arbeitskreis, Bd. 46), Würzburg 1970, S. 87. – Vgl. auch Albinus (wie Anm. 1), S. 73 s.v. Ehrhardt. – Malter/Staffa (wie Anm. 1), S. 35 f.

ihrem Mann bewirtschaftete, – und Willi Freimann in „Königsberg Pr. und seine Vororte“ (1984) berichten, beschlagnahmte das Generalkommando der Wehrmacht von Ostpreußen das in der Linie des äußeren Befestigungsringes zwischen den Forts VI „Königin Luise“ und VII „Herzog von Holstein“ gelegene Forsthaus als Ausweichlager und baute es zum „Gefechtsstand Moditten“ um. Für Unteroffiziere und Mannschaften wurden im Park zwei Baracken aufgestellt und ein Luftschutzbunker gebaut. Im erst acht Jahre zuvor eingerichteten Kanthäuschen selbst installierte man die Telefonzentrale. Das Mobiliar – und die Exponate? – sollen im Königsberger Schloss sichergestellt worden sein, wo sie dann mit diesem 1944 zerstört worden sein dürften. Schon bei der ersten Einschließung der Festung Königsberg Ende Januar 1945 war das Forsthaus, dessen Balkonzimmer im Dachgeschoss der Festungskommandant General der Infanterie Otto Lasch (1893–1971) bezogen hatte, in größter Gefahr, danach Teil der Hauptkampflinie und ging erst beim Sturm der sowjetischen Armee auf Königsberg Anfang April 1945 unter⁴⁴.

In seinem Buch „So fiel Königsberg“ (1958) schreibt der General nach der Rückkehr aus zehnjähriger russischer Kriegsgefangenschaft 1955, dass sich sein Gefechtsstand Ende Januar 1945 im Forsthaus Moditten befand – ab Februar im Keller der Oberpostdirektion am Hansaring und seit März im Luftschutzbunker vor der Neuen Universität am Paradeplatz – und dieses den „Angelpunkt der Verteidigung bildete“ und „gegen mehrfache Vorstöße gehalten werden konnte“ sowie die beiden Forts erst am 8. April 1945, dem Vortag der Kapitulation Königsbergs, in feindliche Hand gerieten⁴⁵.

Die Vermutung des Mainzer Philosophieprofessors und Schatzmeisters sowie späteren Vorsitzenden der Kant-Gesellschaft Bonn, Rudolf Malter (1937–1994), und des gleichfalls an der Johannes Gutenberg-Universität lehrenden Slawisten Ernst Staffa – in ihrer 1983 unter Mitarbeit des Historikers Peter Wörster vom Herder-Institut Marburg erschienenen Dokumentation „Kant in Königsberg seit 1945“ oder die Angabe in Robert Albinus „Lexikon der Stadt Königsberg Pr. und Umgebung“ von 1988, das Kanthäuschen sei „erhalten geblieben“⁴⁶, treffen leider nicht zu. Wie kam es zu dieser

⁴⁴ Redaktion/Gerda Kolleyer: Kennen Sie die Heimat wirklich?, in: Das Ostpreußenblatt v. 11. Februar 1978, S. 14. – Freimann, Königsberg Pr. und seine Vororte (wie Anm. 1), S. 162, Beilage, S. 3. – Ungenau noch 2004 Werner Stark in seinem Vortrag „Kant in Königsberg“ am Goethe-Institut in Vilnius, Litauen: „Entgegen einer auch in Kaliningrad verbreiteten Meinung teile ich die Ansicht von Anatolij Bachtin [Bildarchivar am Staatlichen Gebietsarchiv Kaliningrad], wonach das Häuschen bei den Kämpfen um den Pillauer Korridor Anfang des Jahres 1945 zerstört wurde“; vgl. www.staff.uni-marburg.de/~stark/vilnius/star_D.htm.

⁴⁵ Otto Lasch: So fiel Königsberg. Kampf und Untergang von Ostpreußens Hauptstadt, München 1958. Zitiert nach der 4. Lizenzausgabe des Motorbuch Verlags, Stuttgart 1991, S. 56 (Zitat), 93 Karte 7; 95, 112f., 124 und 126.

⁴⁶ Malter/Staffa (wie Anm. 1), S. 46; vgl. ebd. Weiteres. – Albinus (wie Anm. 1), S. 153; vgl. auch ebd., S. 214. – Vgl. auch Peter Wörster, in: Gerhard von Glinski/Peter Wörster: Königsberg. Die ostpreußische Hauptstadt in Geschichte und Gegenwart (= Ostdeutsche Städtebilder, Bd. VII), Berlin-Bonn 1990, S. 144, Abb. rechts („Kleines Haus im heutigen Moditten, das mit dem Kant-Häuschen identisch sein soll“; 146: „des am Ende des Krieges nicht zerstörten Kant-Häuschens in Moditten [...]“). Die bisher vorliegenden Photos lassen nach Vergleich mit

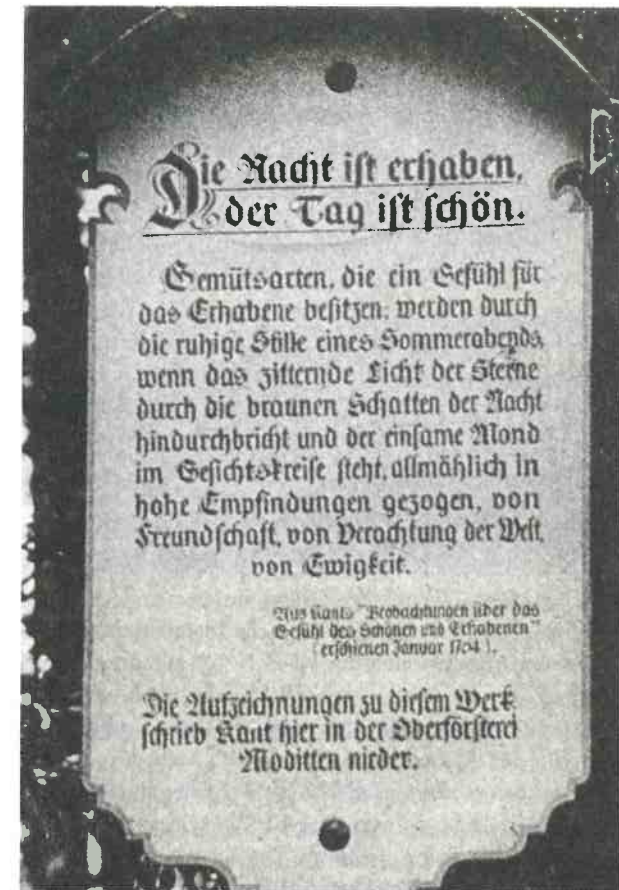


Abb. 11: Gedenktafel an der Kant-Linde: „Die Nacht ist erhaben, der Tag ist schön.“ Aufgenommen von Gerda Kolleyer um 1930/40. Sammlung Dietrich Zlomke, Ravensburg.

falschen Annahme, die in der Rezension der Dokumentation im „Ostpreußenblatt“ lautet: „Schicksal in deutscher und sowjetischer Zusammenarbeit nach Jahrzehnten geklärt: Das Kanthäuschen in Moditten ist erhalten geblieben“⁴⁷, oder in der Besprechung durch Alfred Kelletat im Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands: „Von unmittelbaren Aufhalten Kants aber [...] wird der Besucher draußen

verschiedenen Vorkriegsaufnahmen allerdings nicht eindeutig erkennen, ob es sich wirklich um das Kanthäuschen handelt“.

⁴⁷ Informationen auch von Sowjets und Polen. Umfangreiche Dokumentation über den deutschen Philosophen Immanuel Kant vor und nach 1945 in Königsberg, in: Das Ostpreußenblatt v. 5. Mai 1984, S. 11.

vor der Stadt ein bescheidenes Häuschen finden, das einzig den Untergang überstanden hat: Es ist der kleine Fachwerkbau im Garten des Forsthauses Moditten“?⁴⁸

Wie Malter und Staffa berichten, ging der Anstoß zur Frage, ob das Kanthäuschen in Moditten noch vorhanden sei, um 1980 von der Kant-Gesellschaft e.V. Bonn aus, die seit 1974, als man Kants 250. Geburtstag feierte und in der Staatlichen Universität Kaliningrad ein kleines Kant-Museum einrichtete, mit dem dortigen Lehrstuhl für Philosophie in Briefwechsel stand: „Mithilfe eines Kartenausschnittes, den das Herder-Institut zur Verfügung stellte, unterstützt noch durch Bildmaterial der Kant-Studien aus der Vorkriegszeit, gelang es den Russen offenbar, das Häuschen zu finden“.⁴⁹ Daniil Grinišin, Lehrstuhlinhaber für Philosophie und Vorsitzender des Museumsrates, der auch den Kant-Kongress 1974 in Kaliningrad veranstaltete, schreibt im Herbst 1980: „Wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, daß man das Kant-Häuschen im ehemaligen Moditten doch noch wohlerhalten aufgefunden hat. Es hat einen kleinen Anbau bekommen, dient auch heute noch als Wohnhaus. Auf dem Dachboden steht dort eine alte, eisenbeschlagene Truhe, die vielleicht identisch ist mit jener auf dem Foto [(wie Abb. 3)], das Sie uns liebenswürdigerweise zur Verfügung gestellt hatten. Diese Frage muß noch von Experten überprüft werden.“⁵⁰ Am 22. Oktober 1980 bemerkt er: „die Materialien, die wir von Ihnen bekommen haben, haben uns sehr geholfen, das Haus des Försters zu finden“⁵¹, und am 18. Mai 1981: „Wir schicken Ihnen unsererseits das Photo, auf dem vermutlich das Wobserhaus zu sehen ist. Eine offizielle Identifizierung liegt nämlich noch nicht vor. Nach unseren Angaben muß das Haus N 200 auf dem Prospekt Pobedy das ehemalige Wobserhaus sein. Jedenfalls sehen die Häuser auf Ihrem und unserem Photo sehr ähnlich aus. Man muß dabei natürlich mögliche Veränderungen am Haus berücksichtigen.“⁵² „Das von den Russen zugesandte Foto“, so Malter, „dürfte belegen, daß das Kanthäuschen wirklich erhalten geblieben ist.“⁵³ Er beschließt dann die Ausführungen zum Kanthäuschen: „Leider ist es bislang bei dieser Auskunft und der Zusendung des im Anhang abgebildeten Fotos geblieben. Das kann möglicherweise an der Übersiedlung Grinišins nach Leningrad im Laufe des Jahres 1981 gelegen haben.“⁵⁴

Geglaubt und verbreitet hat die Legende vom „Kanthäuschen“ auch der in Leningrad geborene Schriftsteller Jurij Ivanov (1928–1994). In seinem Buch „Von Königs-

⁴⁸ Alfred Kelletat, in: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands, Bd. 34, 1985, S. 310–312, hier S. 312.

⁴⁹ Malter/Staffa (wie Anm. 1), S. 46. – Vgl. auch Malter (wie Anm. 1).

⁵⁰ Malter/Staffa (wie Anm. 1), S. 46 mit Anm. 141.

⁵¹ Ebd., S. 46 mit Anm. 142.

⁵² Ebd., S. 46, Anm. 142; 116, Taf. 1: „vermutlich das Wobserhaus“ in Moditten“. – Zu Grinišin vgl. Malter/Staffa (wie Anm. 1), S. 59ff. – Wörster, in: v. Glinski/Wörster (wie Anm. 46), S. 146.

⁵³ Malter/Staffa (wie Anm. 1), S. 46. – Vgl. auch Malter (wie Anm. 1): „Das von Grinišin gelieferte Foto läßt erkennen, daß das dort abgebildete Gebäude zwar Ähnlichkeit mit dem Kanthäuschen der Vorkriegszeit hat, daß aber – wenn es sich wirklich um dieses handelt – noch einiges verändert wurde.“

⁵⁴ Malter/Staffa (wie Anm. 1), S. 46, Anm. 143. – Vgl. auch Malter (wie Anm. 1): „mit seinem Nachfolger hat sich der Kontakt noch nicht recht eingespielt“.



Abb. 12: Kanthäuschen und Forsthaus Moditten mit Gasträumen. Ansichtskarte um 1935. Sammlung Dietrich Zlomke, Ravensburg.

berg nach Kaliningrad“ (1991) schreibt der Vorsitzende des Schriftstellerverbandes und Leiter des 1987 gegründeten Kulturfonds, einer nichtstaatlichen gesellschaftlichen Einrichtung, des Kaliningrader Gebietes, von einer „Kommission ‚Kanthäuschen‘“, der neben ihm und Leonard Kalinnikov die Leiterin des Kant-Museums, Olga Krupina, angehörte⁵⁵. Nach Gabriele Endrich befand sich Kalinnikov, damals Dozent und Kandidat der Philosophie, unter den russischen Kant-Experten, die das Kanthäuschen „1979/80 gefunden“ hatten⁵⁶. Nach seiner Promotion 1981 wurde er Professor der Philosophie und später Präsident der 1990 gegründeten Russischen Kant-Gesellschaft. Die Aktivitäten Ivanovs, für die er wie auch sonst in seinem Buch mit stark verschachtelter Erzählweise keine Zeit angibt, fanden jedenfalls nach denen Grinišins von 1980/81 statt.

Seit dem Beitrag „Ein Rundgang durch Kaliningrad“ in der von der sowjetischen Botschaft in Bonn herausgegebenen Zeitschrift „Sowjetunion heute“ vom Februar 1987 war in russischen und deutschen Zeitungen immer wieder von der Auffindung und dem Wiederaufbau des Kanthäuschens die Rede⁵⁷. In den „Moskau News“ vom

⁵⁵ Juri Iwanow: Von Kaliningrad nach Königsberg. Auf der Suche nach verschollenen Schätzen. Mit einem Vorwort von Jochen D. Range. Aus dem Russischen von Imke Menzl und Jochen D. Range, Leer/Ostfriesland 1991, S. 74ff., 78, 119ff. (Zitat S. 122), 137.

⁵⁶ Gabriele Endrich: Geburtstagsfeier und andere Ehrungen, in: Das Ostpreußenblatt v. 3. Oktober 1992, S. 13 (= Nachdruck aus der Kulturpolitischen Korrespondenz (KK), hrsg. vom Ostdeutschen Kulturrat, Bonn).

⁵⁷ Zlomke (wie Anm. 1).

Februar 1990 heißt es: „In der zweiten Sommerhälfte soll in dem restaurierten Häuschen [...] ein Museum eingerichtet werden. Dort sollen Einrichtungsgegenstände aus Kants Zeit zu sehen sein, u. a. eine Truhe aus dem Besitz Kants, die von Heimatkundlern gefunden worden ist. Juri Iwanow hofft, daß auch ausländische Gäste zur Einweihung kommen können. Der Stadtsowjet überließ dem Kulturfonds das Gelände um das Forsthaus. Wenn dort ein Parkplatz fertig ist, wird das Museum in Touristenrouten einen festen Platz einnehmen.“⁵⁸ 1990 schreibt Fritjof Berg (* 1931), der Vorsitzende der Stadtgemeinschaft Königsberg, dass Iwanow um deutsche Unterstützung für die Verwirklichung der Vorhaben des „Deutschen Programms“ des Kulturfonds, u. a. der Restaurierung „des Kanthäuschens in Moditten“ und „einer Haustruhe Kants“, gebeten habe⁵⁹. Endrich berichtet dann 1992 in der Kulturpolitischen Korrespondenz: „Bei den seit etwa zwei Jahren laufenden Restaurierungsmaßnahmen wurde es trotz verschiedener Proteste schwerwiegend verändert, so wurde das Haus verlängert, das Dach angehoben, ein großes Giebelfenster eingebaut und eine Terrasse hinzugefügt.“⁶⁰

Die Erkenntnis, dass es sich bei dem seit 1980 von sowjetischer Seite als „Kanthäuschen“ bezeichneten Fachwerkhäuschen nicht um das Kanthäuschen in Moditten, sondern um ein im unweit gelegenen früheren Spittelkrug an der Juditter Allee, eben dem genannten Prospekt Pobedy (Sieges-Allee), gelegenes Haus handelt, das zwischenzeitlich gleichsam durch einen Neubau – „unterkellert, mit neuem Fachwerk und wesentlich größer“ sowie „mit einem modernen verglasten Giebel auf einer Seite“ – ersetzt worden war, ist der erst nach der Öffnung des Kaliningrader Gebietes 1991 möglich gewordenen Untersuchung des in Ravensburg lebenden Architekten Dietrich Zlomke (* 1929) zu verdanken. Am 13. September 1992 gelang ihm mit Hilfe eines den Russen nicht zur Verfügung stehenden Messtischblattes die Lokalisierung des wahren Standorts des Kanthäuschens. Fünf Tage später zeigte er russischen Kollegen, darunter den Architekten und Maler Igor Schelepov († 2006) und dem Stadtarchitekten Vassily Britan, die Stelle und las ihnen den Text der einstigen Gedenktafel an der Kant-Linde vor (Abb. 10). Im Herbst jenes Jahres berichtet Zlomke, der Ende Januar 1945 mit seiner Mutter über Pillau und Danzig nach Dänemark geflohen war – sein Vater blieb als Volkssturmmann in Königsberg und wird seitdem vermisst –, über seine Entdeckung in der „Schwäbischen Zeitung“ und im „Ostpreußenblatt“⁶¹, und schließlich heißt es im „Königsberger Bürgerbrief“ vom Winter 1992, dass der Architekt das Kanthäuschen am originalen Standort wiederaufbauen will⁶².

⁵⁸ Zitiert nach Königsberger Bürgerbrief Nr. 38, Sommer 1992, S. 42.

⁵⁹ Fritjof Berg: Ex libris aus der Stadt am Pregel, in: Königsberger Bürgerbrief Nr. 34, Sommer 1990, S. 34–36, hier S. 36.

⁶⁰ Endrich (wie Anm. 56). – Zu Fotos des Hauses vgl. Kecker (wie Anm. 64), S. 10.

⁶¹ Zlomke (wie Anm. 1). – Der Artikel in der Schwäbischen Zeitung v. 12. Oktober 1992 erwähnt im Königsberger Bürgerbrief Nr. 39, Winter 1992, S. 10.

⁶² o.V.: Wo er 1945 vor den Russen flüchtete, will er nun mit ihnen eine Kant-Gedenkstätte wiedererrichten. Architekt Zlomke plant für seine ostpreußische Heimatstadt Königsberg, in: Königsberger Bürgerbrief Nr. 39, Winter 1992, S. 11.



Abb. 13: Forsthaus Moditten. Ansichtskarte der 1920er Jahre. Aus: Freimann, Königsberg Pr. und seine Vororte, 1988, S. 163, Abb. oben.

Nichtsdestotrotz werden noch in der zum Kant-Jahr 2004 in „überarbeiteter und erweiterter Neuauflage“ im Rowohlt Verlag erschienenen Biografie „Immanuel Kant“ des Journalisten Uwe Schultz in der Bildunterschrift eines „Foto[s] vom Juni 2003“ der Bau am Prospekt Pobedy fälschlich als „Kants Sommerhaus in Moditten während Umbaumaßnahmen“ und das Haus im Hintergrund als „Forsthaus“ bezeichnet⁶³.

Von dem Zerstörungswerk in Moditten 1945 zeugt noch heute im verwilderten und versumpften Waldgelände ein Bombentrichter inmitten der vor 1991 durch Abholzung teilweise freigelegten Fundamente des Forsthauses. Unter den Resten des wahrscheinlich bei der Aufgabe des Gefechtsstandes von der Wehrmacht gesprengten Gebäudes ist noch der Eingang zum Weinkeller vorhanden, wie der 1926 in Moditten geborene Heinz Kecker in Braunschweig nach seinem Besuch 1992 wissen will⁶⁴, und an dessen Südseite noch eine Treppe auszumachen (Abb. 14). Es ist, wie eine Ansichtskarte vom „Forsthaus Moditten“ vor dem Um- und Erweiterungsbau von 1929 (Abb. 13) zeigt, der am linken Bildrand sichtbare Ausgang zur Gartenterrasse mit der in Beton gegossenen Umfassungsmauer. Auf der Terrasse haben sich an jenem – wie die blühenden Kastanien zeigen – Maitag einige Gäste niedergelassen. Die in der Mitte stehende,

⁶³ Uwe Schultz: Immanuel Kant. rowohlts monographien, Reinbek bei Hamburg 2003, S. 59, Abb. – Vgl. auch das im Bildnachweis S. 188 angegebene „Archiv Oststicht“, Hamburg, das noch immer eine ganze Reihe von Bildern des angeblichen Kanthäuschens ins Internet gestellt hat.

⁶⁴ Heinz Kecker: Legende und Wirklichkeit. Das Kanthäuschen in Königsberg (Pr)/Moditten, in: Königsberger Bürgerbrief Nr. 39, Winter 1992, S. 9f., hier S. 9.

weiß gekleidete Person wird der genannte Land- und Gastwirt Roeckner sein, der das Forsthaus und das Grundstück 1921 erwarb⁶⁵. Das Motiv der Gartenseite des Forsthauses aus der Mitte der 30er Jahre enthält die in Abb. 12 wiedergegebene Ansichtskarte. Von den Bäumen auf der Terrasse sind nur mehr die Stümpfe verblieben, die Kastanien sind offenbar erst Ende der 1980er Jahre gefällt worden. Eine Aufnahme des Forsthauses vor 1924 findet sich in Kuhrkes „Kant und seine Umgebung“⁶⁶.

Das Kanthäuschen ist heute bis zum letzten Ziegel getilgt. 1992 war, wie Dietrich Zlomke berichtet, dessen Standort noch durch wenige Fundament- und Ziegelreste und den bei der alten Lindenlaube gegenüber dem Häuschen liegenden Findling eindeutig zu bestimmen. Ein Jahr später war der Stein, wie er gut auf einer Ansichtskarte um 1930⁶⁷ und auf dem Foto mit der Besitzerin zu Pferde (Abb. 8) zu erkennen ist, verschwunden. Die längst gefällte Lindenlaube aber hat neu ausgetrieben⁶⁸. Das Bruchstück eines Dachziegels des Kanthäuschen nahm Kant-Verehrer und Kantiana-Sammler Zlomke in seine zweite Heimat mit. Einen Schnappschuss vom Kanthäuschen im Winter mit „hubberndem“, d.h. frierendem, Storch (Abb. 9) erhielt er 1992 von der zuletzt in Bad Kissingen wohnenden Besitzerin. Erst in seiner neuen Heimat hat Waldemar Grohnert, der an der Königsberger Kunstakademie studierte, 1965 das Kanthäuschen in Moditten mit dem Forsthaus im Hintergrund in einem hübschen Aquarell, das heute das Museum Stadt Königsberg in Duisburg verwahrt, wiedererstehen lassen⁶⁹. Und Alfred Kelletat, der in Königsberg seine Kindheit verbrachte, erinnert sich 1985 an Kant in Moditten: „Dort soll er rousseauisch in ländlicher Einsamkeit seine Betrachtungen ‚Über das Schöne und Erhabene‘ (1764) geschrieben haben. Darüber belehrte uns die Gedenktafel, wenn wir als Knaben von unsern Fahrten durch die Caporner Heide heimkamen [...], und diese frühe Begegnung verleitete uns zur ersten Kant-Lektüre, die vielleicht ‚das sittliche Gefühl frühzeitig in dem Busen eines jungen Weltbürgers zu einer tätigen Empfindung‘ erhöht hat, wie es der Schluß der reizvollen kleinen Schrift wünscht. So verflucht sich Vergangenes mit Zukünftigem, Verlorenes mit dem Bleibenden.“⁷⁰

Der bei Friedrich dem Großen beantragte und von seinem Nachfolger König Friedrich Wilhelm II. genehmigte private Erbbegräbnisplatz der Familie des 1795 verstorbenen Oberförsters Wobser und seiner ihm 1806 nachfolgenden Gattin Sabina Charlotte

⁶⁵ Freimann, Königsberg Pr. und seine Vororte (wie Anm. 1), Beilage, S. 2.

⁶⁶ Walter Kuhrke: Kant und seine Umgebung, Königsberg 1924, S. 32, Abb. 8.

⁶⁷ Freimann, Königsberg Pr. und seine Vororte (wie Anm. 1), S. 162, Abb. Mitte.

⁶⁸ Mitteilung von Dietrich Zlomke an den Verfasser vom 9. November 2006.

⁶⁹ Katalog Immanuel Kant (wie Anm. 1), S. 120, Abb. (Original: 31 × 21 cm). – Zu Grohnert (Gronert) vgl. auch: Die Ausstellungskataloge des Königsberger Kunstvereins (20. Jahrhundert). Mit Künstlerregister, sowie die Geschichte der anderen ost- und westpreußischen Kunstvereine. Bearb. und hrsg. von Rudolf Meyer-Bremen, Köln–Weimar–Wien 1993, S. 276; 267; Heinz Roosenberger: Verzeichnis von Schülern der Königsberger Kunstakademie. Unveröffentlichtes Manuskript im Ostpreußischen Landesmuseum, Lüneburg.

⁷⁰ Kelletat (wie Anm. 48), S. 312.



Abb. 14: Treppenaufgang zur Gartenterrasse des Forsthauses heute. Foto: Verfasser.

geb. Bergmann, die zwei Töchter und einen als Landjäger⁷¹ – also als Förster wie sein Vater – angestellten Sohn namens Michael Friedrich hinterließ⁷², muss noch heute im einstigen Grenzbezirk des Forsthauses liegen. Nach Eintragungen in den Juditter Kirchenbüchern wurde er „auf seinem Kirchhof in der Heyde 71 Jahre alt beygesetzt“ und die Töchter erbten aus seinem Nachlass unter anderem „eine Garnitur Brabanter Spitzen und fünf Schnüre echter Perlen; er scheint also ein nicht unbemittelter Mann gewesen zu sein“⁷³. Anderson bemerkt schon 1936: „Die Linden, die diese Stelle umfassen, sind heute hohe alte Bäume geworden, deren dichtes Laubdach die Gräber wie ein Gewölbe umschließen.“⁷⁴ Wie schreibt doch Pfarrer Borowski vor mehr als 200 Jahren über Kant: „Nie vergaß er seinen Wobser und das Gespräch ward dann sehr lebhaft, wenn er auf diesen Mann, auch lange nach seinem Tode zurückkam.“⁷⁵

⁷¹ Landjäger: Titel für die Revierverwalter, deren in dieser Zeit in zunehmendem Maße aufkommende Amtsbezeichnung „Förster“ und „Oberförster“ waren; vgl. Reichelt (wie Anm. 1), Nr. 10, S. 42 und Nr. 11, S. 46.

⁷² Zum Begräbnisplatz des Ehepaars Wobser und ihre Kinder vgl. Goldstein (wie Anm. 1), S. 426f.

⁷³ Reichelt (wie Anm. 1), Nr. 11, S. 46.

⁷⁴ Anderson (wie Anm. 1), S. (7).

⁷⁵ Groß (wie Anm. 24), S. 58. – Vgl. auch Anderson (wie Anm. 1), S. (5).

Buchbesprechungen

Selbstbild und Selbstverständnis der geistlichen Ritterorden (Ordines militares. Colloquia Torunensia Historica, XIII), hrsg. v. Roman Czaja u. Jürgen Sarnowsky, Toruń, Wydawnictwo Uniwersytetu Mikołaja Kopernika, 2005, 285 S.

Der 2005 erschienene Tagungsband der im September 2003 durchgeführten 13. Konferenz „Ordines militares – Colloquia Torunensia Historica“ zur Thematik „Selbstbild und Selbstverständnis der geistlichen Ritterorden“ umfaßt insgesamt 18 Beiträge. Die Hgg. betonen in der Einleitung die Wichtigkeit der historischen Aufgabe, die Selbstwahrnehmung und Identität der Ritterorden aufzuschlüsseln. Daher lassen sich nach ihnen die Beiträge unter den beiden Aspekten des Selbstbildes und der eigenen Wahrnehmung vom 12. bis ins 19. Jh. und der identitätsstiftenden Elemente (Urkundenformulare, Münzen, Bilder, Architektur, Chroniken usw.) ordnen, obgleich dieses Prinzip nicht in das Inhaltsverzeichnis übernommen worden ist.

Angesichts des auf den Deutschen Orden gerichteten Thorer Forschungsschwerpunkts überrascht es nicht, wenn sich die Mehrzahl der Beiträge mit eben diesem beschäftigt (R. Czaja, J. Wenta, K. Kwiatkowski, H. Houben, S. Kwiatkowski, J. Kreem, D. Heckmann, K. Pospieszny, U. Arnold), wobei die Templer (J. Burgdorf, S. Menache, A. Forey) und Johanniter (K. Borchardt, G. O'Malley, Z. Hunyadi) trotzdem gebührend behandelt werden. Nur ein Beitrag (M. Starnawska) beschäftigt sich mit dem Rezeptionsbild anderer Ritterorden (Chorherren des Heiligen Grabes, Kreuzherrn mit dem roten Stern, Chorherren des Heiligen Geistes) außerhalb der drei genannten großen Orden. Die zeitliche Gewichtung des Bandes liegt eindeutig auf dem Spätmittelalter (13.–16. Jh.), wenn auch der Beitrag von Arnold die Rezeption des Deutschen Ordens bis ins 18. Jh. behandelt. Auffallend ist, daß sich kaum ein Beitrag mit dem Vergleich der großen Ritterorden beschäftigt. Dem Aufruf des Mitherausgebers Czaja, das Selbstverständnis und Selbstbewußtsein, das sich in „Kunstwerken und Bauten, in Bildern, Siegeln, Münzen und Wappen“ (S. 11) erkennen läßt, zu erforschen, wurde auf der Konferenz nur bedingt Genüge getan. Die meisten Beiträge legen die traditionellen historischen Quellen zugrunde. Allerdings widmet sich eine Sektion dezidiert den Münzen und Siegeln der Ritterorden (J. Sarnowsky, Z. Hunyadi und J. Kreem). Nur ein Beitrag (K. Pospieszny) ist kunsthistorisch ausgerichtet und behandelt „Die Architektur des Deutschordenshauses in Preußen als Ausdruck- und Herstellungsmittel der Ordensmission und Herrscherpolitik“.

Da hier nicht der Platz ist, alle Beiträge gebührend zu würdigen, werden im folgenden der Überblicksaufsatz von Czaja sowie der Aufsatz von Helen J. Nicholson vorgestellt. Letzterer sticht aus dem Gros der Beiträge hervor, da Nicholson ihren Ansatz auf mehreren Quellengattungen aufbaut. Czajas Überblick wendet sich dem „Selbstverständnis der geistlichen Ritterorden im Mittelalter“ zu. Zunächst vermittelt er einen Forschungsüberblick¹ und stellt fest, daß die Forschungsgeschichte eigentlich nur bis in die achtziger Jahre des letzten Jahrhunderts zurückreicht und somit recht jung sei. Er setzt sich insbesondere mit den Studien von Kaspar Elm, Jürgen Sarnowsky und Helen Nicholson auseinander, welche versuchen, „die Gemeinsamkeiten im Selbstkonzept der drei großen Ritterorden“ (S. 8) aufzuzeigen. Er resümiert, daß allen drei großen Ritterorden ihre Beziehung zum Heiligen Land und ihre Verbindung des ritterlich-kriegerischen mit dem geistlichen Element gemein waren. Bei der weiten Verbreitung der Konvente über das Heilige Land und Europa war eine gemeinsame Identität aufgrund von militärischer Leistung, Frömmigkeit, Heiligkeit und Tapferkeit der Ritterbrüder (so bei Nicholson) enorm wichtig, um die

¹ Siehe auch: Kaspar Elm: Die Spiritualität der geistlichen Ritterorden des Mittelalters. Forschungsstand und Forschungsprobleme, in: „Militia Cristi“ e Cronciata nei secoli XI–XIII. Atti della undecima Settimana internazionale di studio, Mendola, 28 agosto – 1 Settembre 1989, Milano 1992.

regionalen und sozialen Differenzen (die nach Anthony Luttrell und Udo Arnold kaum überbrückbar waren) zu überspielen. Unterschiede lassen sich insofern feststellen, als daß die zunächst eher karitativ tätigen Johanniter ihre Legitimität v. a. aus der Apostelgeschichte zogen, während die Templer und der Deutsche Orden als kämpfende Orden ihre Vorbilder im Alten Testament (besonders die beiden Makkabäerbücher) suchten. In einem zweiten Teil, in dem der Deutsche Orden in Preußen behandelt wird, hebt Czaja den Unterschied zu einer geschlossenen Landesherrschaft (wie in Preußen) hervor. Er weist auf die Ausdrucksformen des Selbstverständnisses hin, die für den Historiker nachvollziehbar und erforschbar sind (Historiographie, Religiosität, Heiligenkult, Konflikte mit den Ständen). Dabei bleibt als Forschungsdesiderat die Klärung zwischen Wunsch und Wirklichkeit. Inwieweit wurden die Regeln, Statute, Gesetze und Tischlesungen von den einzelnen Brüdern angenommen? Daher plädiert er abschließend für die Erforschung der Lebensweisen in den einzelnen Konventen („Wenn wir Selbstverständnis als ein präreflexives und alltägliches Phänomen definieren ...“, S. 15) sowohl unter historischer als auch kunsthistorischer Betrachtungsweise.

Nicholson entspricht diesem interdisziplinären Anspruch: Sie untersucht den Heiligenkult in den großen Ritterorden („Saints venerated in the Military Orders“). Ausgehend von der Annahme, daß die Ordensoberen sich bei der Entscheidung für einen bestimmten Heiligen besonders von der Sicht auf den eigenen Orden haben leiten lassen (S. 91), untersucht sie gleich mehrere Quellengruppen (Fresken, Skulpturen, Ordensregeln, liturgische Dokumente, Zeugnisaussagen im Templerprozeß, Siegel, Kirchenpatrozinien, Heiligenreliquien) und kommt zunächst zu dem Ergebnis, daß die „zentrale Hierarchie des Ordens“ (S. 99) durchaus Heiligenverehrungen (z. B. St. Euphemia) fördern ließ, die dann aber von dem „Einzelnen“ nicht unbedingt angenommen wurde. Gleichzeitig unterstreicht sie aber die Wichtigkeit der Reliquiensammlungen der Orden. Waren Reliquien vorhanden, dann war es „einfacher, diesen Heiligen zu verehren“ (S. 100). Die Untersuchungen der Heiligen, die immer wieder und in mehreren Quellengruppen auftauchen, führt sie zu dem Schluß, daß besonders Heilige verehrt wurden, die das Martyrium erlitten hatten – aufgrund ihrer Glaubensstandhaftigkeit (St. Georg, St. Katharina von Alexandrien) oder auch aufgrund ihrer Keuschheit (St. Ursula und die 11 000 Jungfrauen). Es waren also unmittelbare Vorbilder für die Ordensmitglieder, die einen hohen Stellenwert in der mittelalterlichen Gesellschaft besaßen.

Der Sammelband bietet summa summarum für den noch recht jungen Forschungszweig eine gute Orientierungshilfe und ein breites Spektrum für neue Ansätze. Es besteht naturgemäß großer Spielraum für die Interpretation der einzelnen Quellengruppen, und daher kann ein sicheres Fortkommen auf diesem Felde wohl nur in einem interdisziplinären Ansatz liegen.

Grischa Vercamer

Atlas Friedrichs des Großen. Die friderizianische Zeit im Spiegel alter Karten. Braunschweig. Archiv Verlag, 2004, 198,- €.

In Anlehnung an den sogenannten „Atlas des Großen Kurfürsten“ der Staatsbibliothek zu Berlin – Preußischer Kulturbesitz hat der Verlag 24 zumeist kolorierte Karten aus dem Besitz des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz und der Staatsbibliothek zusammenstellen lassen. Sie hat Winfried Bliß, der langjährige Betreuer der Kartenabteilung des Geheimen Staatsarchivs, einzeln beschrieben und kommentiert. Zudem zeichnet Bliß für das Vorwort des Sammelwerkes verantwortlich. Hiernach sollen die Kartenreproduktionen nicht nur einen Eindruck vom territorialen Umfang des friderizianischen Preußens und seiner Stellung in Deutschland und in Europa, sondern auch vom Landesausbau und von den Kriegsschauplätzen in Schlesien vermitteln.

Die Sammlung beginnt mit der Europakarte nach einem Kupferstich von Guillaume de L'Isle von um 1725. Es folgt eine Karte von Deutschland und Italien, die anlässlich der Nachfolgefrage Kaiser Karls VI. bei Le Rouge zu Paris im Jahre 1742 verlegt wurde. Die dritte, mit Landeswappen unterlegte Karte aus dem Jahre 1732 zeigt, welche unterschiedlichen Landesteile zur Krone

Preußen und anderen Mitgliedern des Brandenburgischen Hauses gehören. Welche Ausmaße die Mark Brandenburg und das Herzogtum Pommern hatten, zeigt die vierte, nach einem Stich von N. Visscher nach 1739 entstandene Karte. Die fünfte Karte stellt die Ausmaße, die die Stadt Berlin im Jahre 1772 angenommen hatte, dar. Es folgt eine Karte von Potsdam und Umgebung nach einer Handzeichnung von C. L. von Oesfeld aus dem Jahre 1778. Der 1775 bei Le Rouge in Paris erschienene Plan der Schloßanlage von Sanssouci mit den englisch-chinesischen Gärten wirkt wie ein vergrößerter Ausschnitt davon. Die achte Karte zeigt eine kolorierte Handzeichnung des Grundrisses von Stadt und Festung Küstrin vor der Einäscherung durch russische Soldaten im Jahre 1758. Die beiden Grundrisse von Rheinsberg vor und nach dem Brand von 1740 auf der neunten Karte bilden den Grundriß der Stadt mit den abgebrannten und den vorschont gebliebenen Hofstätten ab. Aus der Vogelperspektive haben auf Karte zehn M. Seutter und T. C. Lotter um 1745 das zwischen 1724 und 1740 zur stärksten pommerischen Festung ausgebaut Stettin festgehalten. Die elfte Karte stellt den von L. Güssfeld gezeichneten östlichen Teil des preußischen Königreiches aus dem Jahre 1775 dar. Die darauf folgende Karte zeigt den Grundriß der Stadt Königsberg nach einem Kupferstich von Chr. Reimer und W. Ph. Kilian von um 1766. Auf Karte 13 von 1776 ist Westpreußen mit den 1772 angeschlossenen polnischen Gebieten dargestellt. Die 14. Karte zeigt Schlesien mit seinen Landesteilen im Jahre 1741. Karte 15 zeigt Breslau aus der Vogelperspektive von um 1750. Auf Karte 16 ist der schlesische Kriegsschauplatz von 1741 mit den Anmarschwegen der Österreicher und Preußen abgebildet. Die 16. Karte zeigt den Verlauf der Schlacht von Hohenfriedeberg vom 4. Juni 1745, in der es Friedrich dem Großen gelang, die übermächtige österreichisch-sächsische Armee zu besiegen. Es folgt die Handzeichnung von Spalding aus dem Jahr 1782 mit den zwischen 1774 und 1781 angelegten Siedlungen bei Kriescht im Warthebruch. Karte 19 bildet den zwischen 1773 und 1774 in Rekordzeit gebauten Bromberger Kanal ab, der zwischen Bromberg und Nakel das Flußsystem der Weichsel mit dem der Oder verbindet. Die Anlage einer Maulbeerbauplantage bei Oranienburg zeigt die um 1770 entstandene Handzeichnung von C. F. Milow auf Karte 20. Die beiden in Amsterdam von I. van Hoorn 1755 gezeichneten Pläne auf Karte 21 gehören zu den insgesamt 14 Zeichnungen zur Verwirklichung des Ausbaues des Emdener Hafens. Der gewachsenen Bedeutung der Forstwirtschaft nach dem Siebenjährigen Krieg ist es u. a. geschuldet, daß vermehrt Forstkarten entstanden sind, so auch die auf der Karte 22, die den Zustand des Heiligenseer Forstes bei Berlin im Jahre 1782 abbildet. Die Karte 23 zeigt die von F. W. Graf von Schmettau im Jahre 1785 gezeichnete Kabinettskarte der Sektion zwischen Lehnin und Spandau. Das Schmettauische Kartenwerk gehört zu den Anfängen der allgemeinen preußischen Landesaufnahme nach den Befreiungskriegen. Die letzte Karte schließlich vermittelt eine Übersicht der im Jahre 1788 den Häusern Brandenburg und Österreich gehörenden Länder innerhalb und außerhalb der Grenzen des alten Reiches.

Das aufwendig gestaltete und mit hoher Wiedergabequalität begabte Sammelwerk ist zunächst für Liebhaber gedacht. Hierfür spricht besonders die limitierte Vorzugsausgabe. Dank der fachmännischen Kommentierung läßt es sich aber auch für wissenschaftliche Zwecke gut nutzen.

Dieter Heckmann

Peter Oliver Loew: *Gdańsk literacki (1793–1945)*. Gdańsk, Wydawnictwo „Mestwin“, 2005, 199 S.

Bei dem vorliegenden Werk handelt es sich um eine populärwissenschaftliche Arbeit und den zweiten Teil des „Buches über Danziger Schriftsteller“. Es wurde auf eine beneidenswerte Art herausgegeben. Das Buch wird durch verschiedene Illustrationen bereichert. Es hat eine chronologische Aufteilung und besteht aus neun Kapiteln: 1. Dunkle Spitzen, lange Fenster ...“. Das Danziger literarische Schaffen in den Jahren 1793–1848; 2. Die Provinzstadt. Das Danziger literarische Schaffen in den Jahren 1848–1918; 3. Die Suche nach Heimat. Das Danziger literarische Schaffen in den Jahren 1918–1945; 4. Die Märchenstadt; 5. Literarisches Leben in Danzig (1793–1945); 6. „Fremd und unser“: Danzig und die polnische Literatur. 7. Motiv und Motivation: Danzig von außen gesehen. 8. Die Erinnerungsstadt; 9. Wissenschaftliche Texte. Danzig und seine

Wissenschaftler. Den Aufbau der meisten Kapitel charakterisiert eine genauere Aufteilung, die zu einer größeren Übersichtlichkeit führt.

Der Verfasser stützt seine Überlegungen auf die Presse, Fachliteratur und handschriftliche Quellen. Hier ist nur zu bedauern, daß Peter Oliver Loew in seiner Abhandlung keine Fußnoten anführt, die auch nach dem Textkorpus hätten folgen können. Es ließe sich dann besser nachvollziehen, welche Sekundärliteratur, Presseartikel oder Quellen der Autor benutzt hat; denn die Bibliographie allein, „Ausgewählte Literatur“ genannt, reicht nicht aus, eine genaue Auflistung der benutzten Bücher und Artikel auszuweisen. Die hier bekundete Verwunderung wird noch durch die Berücksichtigung eigener Artikel, einer davon doppelt erwähnt, wie durch das Übergehen von einigen Grundlagenarbeiten zur Danziger Geschichte von 1793–1945¹ gesteigert.

Zu Beginn dieser Besprechung gilt es einige weitere reichende Bemerkungen methodischer Art zu machen. Loew versteht den Terminus „Literatur“ sehr weit, um nicht zu sagen, daß er ihn auf eine schwer zu akzeptierende, ausufernde Art gebraucht. Auf diese Weise läßt sich mit dem Verfasser nicht darin konform gehen, daß er in einer Arbeit, die den Titel „Danzig literarisch (1793–1945)“ trägt, Danziger Ärzten, Psychologen, Philosophen u. ä. sehr viel Platz einräumt. Dieser Teil des Buches mit dem Titel „Wissenschaftliche Texte. Danzig und seine Wissenschaftler“ gehört nicht zum Thema der Monographie und hat geradezu einen künstlichen Charakter. Schwerlich ist dabei zu übersehen, daß Loew auf diese Art den Umfang des Werks vergrößern will, was vom beabsichtigten Ziel der Arbeit weg führt. Diese unnötige, unberechtigte Ausweitung des Begriffs verbindet sich mit der Tatsache, daß die Danziger Literatur in den Jahren 1793–1945 im Grunde für das literarische Leben in Deutschland wie in Polen zweitrangige Bedeutung hatte. Die Darstellung der Danziger Thematik in bedeutenden literarischen Werken läßt sich nur sporadisch aufweisen.

Wenn wir noch beim Teil „Wissenschaftliche Texte. Danzig und seine Wissenschaftler“ verbleiben, gilt es festzuhalten, daß hier nicht alle Bewertungen des Verfassers zutreffend und wirklich tief schürfend sind. So behandelt er die Charakteristik Adolf Butenandts äußerst oberflächlich. Auf der einen Seite schreibt Loew in seinem Buch „Das Literarische Danzig“, daß sich Butenandt unter anderem mit den Hormonen beschäftigt, was absolut nicht zum Thema der Abhandlung paßt. Auf der anderen Seite erwähnt er bei dem Abriß seiner Verdienste mit keinem Wort die Kontroversen um dessen Forschungen zum menschlichen Gewebe, die er höchstwahrscheinlich von Dr. Mengele erhielt². Das Bild Butenandts, der behauptete, von Auschwitz nichts gewußt zu haben, unterlag in Deutschland nach seinem Tod gewaltigen Veränderungen. Auch unter den Mitarbeitern der Technischen Hochschule Danzig riefen die Informationen über seine widersprüchliche wissenschaftliche Ethik Konsternation hervor. Butenandt, der nur drei Jahre mit Danzig verbunden war, ist ein Beispiel dafür, daß Loew enzyklopädische Daten präsentiert, die in keinem Zusammenhang mit der Stadt an der Mottlau stehen.

Das Buch Loews enthält unbestreitbar neue Informationen über Danziger Vertreter der Feder und ordnet teilweise die Informationen der Fachliteratur. So sind zum Beispiel die Bemerkungen zu Johann Daniel Falk, Robert Reinick, Julie Burow, Johann Trojan, Walther Domansky oder Paul Scheerbarth interessant. Als wertvoll muß unter anderem der Teil der Arbeit anerkannt werden, der der im Danziger Dialekt geschriebenen Literatur gewidmet ist, der Frage der Hymne der Freien Stadt Danzig, der Buchausleihe des 19. Jahrhunderts, dem Buchmarkt. Eine positive Seite des Buches stellen die bislang selten gezeigten Fotos dar. Mit der eleganten editorialen Seite des Buches korrespondiert eine sorgfältig durchgeführte Korrektur.

¹ Z. B. Helmut Motekat, *Ostpreußische Literaturgeschichte mit Danzig und Westpreußen*, München 1977; Mirosław Gliński, *Ludzie dziewiętnastowiecznego Gdańska*. Informator biograficzny, Gdańsk 1994.

² Vgl. Adolf Butenandt und die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft. Wissenschaft, Industrie und Politik im Dritten Reich, hrsg. v. Wolfgang Schieder und Achim Trunk. Göttingen 2004; ferner: „Der Spiegel“ 2005 Nr. 12, *Gazeta Wyborcza* 30. 03. 2005 Nr. 74.

Die positiven Seiten der Arbeit sind jedoch nicht im Stande, die zahlreichen übergroßen Mängel auszugleichen. Loew stellt mehrmals Lebensläufe und Vermächtnisse von Schriftstellern dar, deren Verbindungen mit Danzig, seitdem sie die Stadt zu Zeiten der Kindheit oder frühen Jugend verlassen hatten, eigentlich nicht als solche bezeichnet werden können. Das betrifft sowohl sie selbst als auch ihr Schaffen. Das Erscheinen von solchen Namen im Buch wie z.B. Clarissa Böttcher (-Lohde) oder Emil Erhard muß Verwunderung hervorrufen. Man könnte darüber nachdenken, ob man nicht einige der drittklassigen Schriftsteller hätte weglassen sollen und renommierten Autoren mehr Raum hätte geben können. Genauso unverständlich sind die häufigen Wiederholungen. Loew spricht mehrmals über irgendeinen Autor, gibt dabei seinen Lebenslauf an und auf der gleichen oder der nächsten Seite setzt er dieselbe gleiche Information erneut hinzu, mitsamt den Geburts- und Todesdaten. Nicht immer ist zudem das Personenregister genau (zum Beispiel S. 74 Gustav Fuchs, S. 82 und 84 Walter Sperling).

Unverständlich bleiben auch für den Leser das Nahebringen der Musikwissenschaftler und der breite Raum, den er der Dissertation von Hermann Rauschnig gewährt, genauso wie dessen propagandistisch-politischen Arbeit. Wenn Loew schon soviel über die „Gespräche mit Hitler“ des früheren Präsidenten des Danziger Senats schreibt, hätte er allerdings auch das 1937 in Warschau herausgegebene Werk Henryk Strasburgers „In Sachen Danzig“ erwähnen sollen. Ähnlich entbehren die Behandlung von Botanikern und Zoologen oder die Annäherung an die wissenschaftlichen Meriten von Anthropologen und Ethnologen im Buch jeder sachlichen Grundlage. Es zeugt zugleich davon, daß Loew selbst nicht genau wußte, welche thematische Spannweite sein Buchs umfassen sollte. Nehmen wir hier als Beispiel das Werk von Herbert Assmann „Die klinische Röntgendiagnostik der inneren Erkrankungen“ (S. 184), das nur ein Buch für Spezialisten ist. Loews Geheimnis bleibt es, warum er es überhaupt erwähnt. Hier noch einige weitere Beispiele für den spezifischen Zugang des Verfassers zum Thema seiner Arbeit: Was haben zwei Bände des Werks „Theorie der Elektrizität“ von Max Abraham oder die beispielhafte Abhandlung von Karl Ernst Jarcke „Handbuch des gemeinen Strafrechts“ (S. 178) mit dem Thema Literatur zu tun? In keinerlei Weise findet sich im Werk auf diese Frage eine überzeugende Antwort.

Der Autor widmet der polnischen Presse sehr viel Raum auf Kosten der bedeutend einflußreicheren Presse, die sich an den deutschen Leser wandte. Nicht zum ersten Mal verliert Loew das Gefühl der Verhältnismäßigkeit und tut so, als ob es an der Tagesordnung war, daß die größten Danziger Tageszeitungen wie „Danziger Neueste Nachrichten“, „Danziger Volksstimme“ oder auch „Danziger Landeszeitung“ einen bedeutend größeren Leserkreis in Danzig als die „Gazeta Gdańska“ oder andere polnische Zeitungen hatten. Ein anderer Vorwurf, den man an die Adresse Loews richten muß, besteht darin, daß er dem Radio (S. 114) nur zwei Sätze widmet, das neben der Musik sehr viel für die Vermittlung deutscher Literatur für den Leser tat.

Oft schreibt Loew über Randfragen, der Einfluß der schreibenden Zunft auf den Alltag war nicht sehr groß. Gleichzeitig unterläuft er dabei wichtige Fragen. Ich denke hierbei an die Problematik der jüdischen Bevölkerung und die Wirkung der deutschsprachigen Emigration auf das kulturelle Leben, insbesondere auf das Theaterleben der Freien Stadt Danzig. Gerade jener Zeitabschnitt, die Jahre 1933–1939, bedeuten einen sehr spannenden Zeitraum des kulturellen Lebens in Danzig. Man bot jenen Künstlern Auftrittsmöglichkeiten, die gezwungen waren, das Dritte Reich und später Österreich zu verlassen. Obwohl die Macht schon damals in den Händen Albert Forsters lag, gewährte Danzig ihnen einen größeren Freiheitsraum als Hitler-Deutschland. Über diese spannende Thematik schreiben schließlich Bogusław Drewniak³ und Stephan

³ Bogusław Drewniak, Theater zwischen 1933 und 1939 in der Freien Stadt Danzig, in: Handbuch des deutschsprachigen Exiltheaters 1933–1945, hrsg. v. Frithjof Trapp, Werner Mittenzwei, Henning Rischbieter, Hansjörg Schneider, Bd. 1: Verfolgung und Exil deutschsprachiger Theaterkünstler, München 1999.

Wolting⁴ ausführlich. Loew erinnert zwar an Max Baumann, Richard Tezlaw und an das jüdische Theater, aber ohne das Bedeutsame der Problematik herauszustellen.

Wo er über die Spezialausgabe von „Wiadomości Literackie“, die drei Wochen vor Beginn des II. Weltkriegs erschien, schreibt, wäre noch anzuführen, daß neben Jarosław Iwaszkiewicz, Maria Dąbrowska, Antoni Słonimski und anderen als einziger Nicht-Pole Hermann Rauschnig das Wort ergriff. Wert wäre es meiner Meinung nach, zumindest die historischen Romane und Novellen Bert Jordans „Franzosen in Danzig“ (Danzig 1930) und Erich Karows „Der Müller von Sagorsch: historische Erzählung“ (Danzig 1909) zu erwähnen. Für mein Dafürhalten sollte über den kurzen Aufenthalt von Thomas Mann in Danzig im Zusammenhang mit seinem Besuch in Warschau berichtet werden, nicht zuletzt, weil die polnische Hauptstadt zu dieser Zeit das eigentliche Hauptziel der Reise des Schriftstellers war.

Mehrals wirft Loews Art der Betrachtung Danzigs beziehungsweise der die Stadt betreffenden Literatur Fragen auf. Wiederholt wird dadurch der Eindruck erweckt, Danzig sei zu dieser Zeit eine Art Inspirator literarischen Lebens gewesen. Das wird nicht zuletzt dadurch illustriert, daß er sich der kaschubischen Literatur überproportional annimmt, deren Existenzweise den Danziger Bürgern nahezu unbekannt blieb und deren Einfluß quasi nicht existierte. Der Verfasser betont schließlich selbst die Schwäche der kaschubischen Intelligenz und das marginale Vorkommen der kaschubischen Problematik in den Werken Danziger Autoren. Das hält ihn jedoch nicht davon ab, Fragen in diesem Kontext zu behandeln, die nichts mit dem Thema zu tun haben. Zum Beispiel erscheint nach Meinung des Rezensenten die Vorstellung von Friedrich Lorentz und seinem Werk „Kaschubische Grammatik“ als völlig überflüssig, was schließlich in keiner Weise in einer Verbindung zu Danzig steht. Wenn sich Loew allerdings schon dafür entscheidet, die Errungenschaften dieses Forschers der kaschubischen Sprache dem Leser näher zu bringen, so wäre es, um das Bild zu vervollständigen, auch angebracht, seine antipolnische propagandistische Tätigkeit zu erwähnen. Ich denke hierbei an die von deutscher Seite finanzierten, an die Kaschuben adressierten Zeitungen, auf deren Form Lorentz großen Einfluss hatte.

Die Arbeit Loews berührt in bescheidenem Maße den Zeitabschnitt des II. Weltkriegs. Durch eine genauere Quellensichtung, Bezugnahme auf die polnische Geschichte und deren Kenntnis könnte man diese Lücke zumindest teilweise füllen. So verwundert es sehr, daß in dem Buch, das eine Menge unwichtiger und nicht zum Thema passender Informationen über den Autor enthält, die in Polen sehr berühmten Verse von Konstantin Ildefons Gałczyński „Pieśń o żołnierzach z Westerplatte“ (Lied über die Soldaten von der Westerplatte), die schon im September 1939 entstanden, dagegen nicht erwähnt werden. Es ruft ebenso große Verwunderung hervor, daß Loew das Werk von Maria Konopnicka „Mendel Gdański“ übergeht. Ein weiterer Mangel des Buchs besteht darin, daß die Erwähnung des Themas in einer anderen als der deutschen oder polnischen Literatur fehlt. Ich erinnere in diesem Zusammenhang nur an das nicht nur innerhalb der französischen Kunst berühmte Werk von Victorien Sardou über die Frau des napoleonischen Marschalls, des Prinzen von Danzig, François Joseph Lefebvre „Madame Sans-Gêne“ (1893), das teilweise mit der Stadt an der Mottlau verbunden ist.

Das Buch Loews ist keineswegs frei von faktographischen Unzulänglichkeiten und Behauptungen, die bei dem Rezensenten auf Widerstand stoßen. So habe ich z.B. großen Zweifel, ob man Joseph Eichendorff, Paul Scheerbarth, Stanisław Przybyszewski und Max Halbe „Schriftsteller von Weltruf“ (S. 17) nennen kann. Die Angabe über Kamil Kantak als „Lehrer“ (S. 127) ist nicht präzise, denn sie soll suggerieren, daß er an einer öffentlichen oder staatlichen Schule angestellt gewesen sei. Dieser berühmte Kirchenhistoriker war, was Loew nicht erwähnt, Priester und Dozent am Priesterseminar. Seine Behauptung, daß seit den zwanziger Jahren „das Amt des Direktors von ausgebildeten Bibliothekaren besetzt wurde“ (S. 105), entspricht nicht der Wahrheit, weil

⁴ Stephan Wolting, Bretter, die Kulturkulissen markierten. Das Danziger Theater am Kohlenmarkt, die Zoppoter Waldoper und andere Theaterinstitutionen im Danziger Kulturkosmos zur Zeit der Freien Stadt Danzig in den Jahren des Zweiten Weltkrieges, Wrocław 2003.

der Nachfolger Otto Günthers auf der Stelle des Direktors der Städtischen Bibliothek, Friedrich Schwarz, sein Studium der Bibliothekswissenschaft nicht beendete. Günther hatte dagegen 1921 den Posten des Direktors der Universitätsbibliothek in Breslau inne und starb drei Jahre später (S. 105). 1880 trug die Zeitschrift der Zentrumspartei den Namen „Westpreussische Zeitung“, und erst ab 1934 hieß sie „Danziger Volkszeitung“ (S. 38). Auf S. 107 behauptet Loew, daß „es schwierig festzustellen sei, wie viel private Buchsammlungen vor 1945 in Danzig existierten“. Die Lektüre eines meiner Bücher⁵ hätte dem Verfasser in dieser Hinsicht mit Sicherheit helfen können. Verwunderung muß auch die Bezeichnung Richard Lipinskis, des Verfassers der Arbeit „Die Sozialdemokratie von ihren Anfängen bis zur Gegenwart“, als „historischer Autor“ (S. 171) hervorgerufen. Im Teil „Goldwasser und was außerdem? Danzig in der klassischen deutschen Literatur“ kann nicht eingesehen werden, warum sich hier der Schweizer Autor Gottfried Keller (S. 150) befindet. Auf S. 178 finden sich falsche Angaben zu den Arbeiten Käthe Schirmachers. Im Falle der polnischen Buchhändler handelt es sich mit Sicherheit um Józef Pilarczyk (S. 130). Die Behauptung, daß Władysław Pniewski „der größte lebende Wissenschaftler im Danzig der Zwischenkriegszeit war“ (S. 127), trifft formal und inhaltlich in dieser Ausschließlichkeit nicht zu. Das Werk von Maria Konopnicka „W Gdańsku“ läßt sich in das Jahr 1907 datieren und nicht in das Jahr 1924 (S. 95). Die Große Armee Napoleons gehört in das Jahr 1812 und nicht zu 1807 (S. 147). Der Inhalt der Arbeit von Loew legt nahe, daß Johann Bernoulli (III fügen wir hinzu, M.A.) Deutscher war (S. 145–146), wohingegen er einer berühmten Schweizer Gelehrtenfamilie⁶ entstammte. Wenn der Verfasser, um Erich Keyser zu charakterisieren, schreibt, daß er an militärischen Übungen (S. 174) teilnahm, um so mehr sollte er an den Lebenslauf von Władysław Pniewski erinnern, ohne dabei zu vergessen, daß er in den Jahren des I. Weltkriegs im deutschen Heer diente. Das ist eines der weiteren Beispiele dafür, daß vielen Polen im Danzig der Zwischenkriegszeit die deutsche Sprache und die deutsche Kultur nicht fremd waren.

Das besprochene Buch ist, obwohl es nicht immer methodisch gut konzipiert ist und faktographische Mängel aufweist, ohne Zweifel eine Monographie von einem gewissen Erkenntniswert. Wie die Bücher, die in den letzten Jahren neben der erwähnten Arbeit Woltings erschienen sind, liefert auch die Arbeit Loews einen Beitrag zur besseren Kenntnis der Danziger Kulturgeschichte. Zum Glück vermeidet der Autor den Versuch der Bewertung politischer Positionen Danziger Wissenschaftler, der leider in seiner in Deutschland herausgegebenen Dissertation an Auftritte eines Elefanten im Porzellanladen erinnert.⁷

Marek Andrzejewski

⁵ Marek Andrzejewski, Biblioteki w międzywojennym Gdańsku, Gdańsk 1995, S. 37–39.

⁶ Darüber und über seine Reise nach Polen schreibe ich in: Schweizer in Polen. Spuren der Geschichte eines Brückenschlages, Basel 2002, S. 42–47.

⁷ Peter O. Loew, Danzig und seine Vergangenheit 1793–1997. Die Geschichtskultur einer Stadt zwischen Deutschland und Polen, Osnabrück 2003, S. 385–386.

„Sehnlich erwarte ich die morgende Post“. *Amalie und Theodor von Schöns Briefwechsel aus dem Befreiungskrieg (1813)*, hrsg. v. Gustava Alice Klaus, Köln, Weimar, Wien, Böhlau, 2005.

Die Edition beruht zum einen auf den Briefen Amalie von Schöns, die sich in dem im Geheimen Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz betreuten Nachlass Theodor von Schöns (XX. Hauptabteilung, Rep. 300 Depositum Brünneck I, Nachlass Schön, Nr. 41) befinden. Dessen Schreiben sind dagegen nicht mehr im Original erhalten; die Publikation nutzt die vom Sohn des Ehepaares Hermann von Schön 1876 herausgegebene Edition „Aus den Papieren des Ministers und Burggrafen von Marienburg Theodor von Schön“, in deren viertem Band eine Auswahl der Briefe Schöns an seine Frau – wenn auch mutmaßlich gekürzt und unvollständig – enthalten ist. Auch die Schreiben Amalies sind für die Publikation vor allem im Hinblick auf die Nachrichten zur Gutswirtschaft durch die Herausgeberin gekürzt worden, da sie wegen ihrer Ausführlichkeit und zahlreichen Wiederholungen die Lesbarkeit beeinträchtigt hätten. Insgesamt handelt es sich um

94 Schreiben, die in chronologischer Reihenfolge und mit jeweils vorangestellter kurzer Charakterisierung des Inhalts abgedruckt sind. Dabei stellen Theodor von Schöns Mitteilungen mit 48 Briefen die knappe Mehrheit, was jedoch durch den größeren Umfang der Schreiben seiner Ehefrau mehr als ausgeglichen wird. Ihre detaillierten Schilderungen des täglichen Lebens als Familienmutter und Gutsfrau „geben einen lebendigen Einblick in das Persönlichkeitsbild der Briefpartner, ihr familiäres Umfeld, ihre wirtschaftliche Situation und in eine aufgewühlte Epoche voller politischer und sozialer Umbrüche“ (S. VII).

Diese Zeit und die Erlebnisse ihrer Protagonisten stellt die Herausgeberin in einer umfangreichen Einführung vor. Sie setzt dabei vier Schwerpunkte, denen sie jeweils Briefzitate voranstellt: 1. „Vom Leben in der herrlichsten schönsten Zeit“ faßt die Biographien Theodor und Amalie von Schöns bis zum Beginn des Briefwechsels 1813 zusammen. 2. „Ein Orakel für Litauen“ nimmt die Briefe Theodor von Schöns in den Blick, deren Schwerpunkte auf den Themenfeldern Politik und Krieg liegen. 3. „Ich schreibe Dir das Alles, es ist an sich wohl nicht der Mühe wert“ stellt Amalies Briefe in den Mittelpunkt, die vom Alltag in Kriegszeiten berichten. 4. „Wir passen nicht zu Welt-Ehen“ widmet sich Theodor und Amalie von Schöns Ehe, wie sie sich im Schriftwechsel widerspiegelt. Im Epilog der Einführung gibt die Herausgeberin einen kurzen Ausblick auf das weitere Leben des Ehepaares.

Heinrich Theodor von Schön, geboren am 20. Januar 1773 in Schreitlauken (Ostpreußen), kam bereits als Student in Königsberg über die Vorlesungen Kants und insbesondere Christian Jacob Kraus' als bedeutendsten Vertreters der liberalen geistigen Richtung in Deutschland mit dem Gedankengut der Reformkräfte im preussischen Staat in Kontakt. Nach Abschluß seiner Studien 1793 trat er in den preussischen Staatsdienst ein, stieß bei seinen Vorgesetzten jedoch mit seiner Vorstellung von Staat und Verwaltung auf Desinteresse und Unverständnis. Es folgten 1796–1799 diverse Studienreisen durch Deutschland, England und Schottland. Nach verschiedenen Posten (so unter Hans Jacob von Auerswald bei der Kriegs- und Domänenkammer in Marienwerder) erfolgte 1800 die Ernennung zum Geheimen Kriegs- und Domänenrat, ein Jahr später die Berufung ins Generaldirektorium und damit der Zutritt zu einem Personenkreis um den späteren Staatskanzler Karl August von Hardenberg und Freiherr Friedrich Karl vom und zum Stein, der zur Keimzelle des preussischen Reformprozesses der Jahre 1807/1808 werden sollte. Es bedurfte der Katastrophe von Jena und Auerstedt, um diese Reformkräfte zum Zuge kommen zu lassen, geriet der preussische Staat durch Besatzung, Verlust der Hälfte des Staatsgebiets und horrenden Kontributionsforderungen des Napoleonischen Frankreich doch in eine existenzbedrohende Krise, die das ancien régime zusammenbrechen ließ. Dem preussischen Militärreformer Hermann von Boyen galt Schön dabei als „zweifelsehne der beste Kopf ... mit den klarsten und zusammenhängendsten Ansichten“ (zit. n. Klaus, S. 4). Als enger Mitarbeiter Steins zeigen vor allem das Oktoberedikt (Bauernbefreiung) und die Städteordnung deutlich die Handschrift Theodor von Schöns.

Seine spätere Ehefrau Auguste Amalie Henriette von Langenau wurde am 9. März 1785 in Dresden geboren. Die von Langenaus waren ein altes schlesisches Adelsgeschlecht, das seit dem späten Mittelalter schlesischen Fürsten als Berater und Beamte gedient hatte. Zum Zeitpunkt ihres Kennenlernens war Theodor von Schön seit einem Jahr Witwer; die rasche Heirat der beiden 1808 galt gesellschaftlich als Skandal, spricht aber bereits von der großen Zuneigung der beiden füreinander, wie sie sich auch in den Briefen deutlich zeigen wird. 1809 übernahm Schön das Amt des Regierungspräsidenten im Regierungsbezirk Litauen und zog mit Amalie auf das Gut Blokkinnen südlich von Insterburg, das er kurz zuvor von seiner Mutter geerbt hatte. In seinem Amt erfuhr Schön die Not von Land und Leuten – gerade Ostpreußen hatte unter Krieg, Besatzung und erneutem Truppendurchmarsch der französischen Armee samt Requisitionen und Plünderungen sehr zu leiden. Daher fand der Neutralitätsvertrag von Taugoggen sofort seine Unterstützung; nach Gesprächen mit General York sowie dem Freiherrn vom und zum Stein wurde Schön 1813 zunächst zum Zivilgouverneur von Preußen bis zur Weichsel, kurz darauf zum preussischen Vertreter in dem auf Steins Betreiben eingerichteten Zentralverwaltungsrat berufen, der nach dem Sieg gegen Napoleon die oberste Gewalt in den rheinbündischen Gebieten überneh-

men sollte. Die Vorbereitung dieser Aufgabe führte am 1. April 1813 zur Abreise Schöns aus Borken und zur Trennung von seiner Frau und den drei Kindern. Die vorliegenden Briefe schildern die Erlebnisse der Eheleute während ihrer mehr als sechsmonatigen Trennung.

Wer sich nun von Schöns Briefen an seine Ehefrau den „Blick durchs Schlüsselloch“, spricht: die Schilderung bisher unbekannter Details eines Augenzeugen der Ereignisse 1813 auf höchster politischer Ebene verspricht, der wird enttäuscht. Natürlich spielen die „großen Welthändel“ angesichts der herausgehobenen Position des Absenders eine gewichtige Rolle in den Schilderungen; wohl aus Sorge vor den Zensurbehörden bleibt Schön jedoch eher vage und teilt nur Unverfängliches mit. Hier sind die vor kurzem in den „Veröffentlichungen aus den Archiven preußischer Kulturbesitz“ erschienenen autobiographischen Fragmente als Band 1 der Persönlichen Schriften Theodor von Schöns (bearbeitet von Albrecht Hoppe und mit einer Einführung herausgegeben von Bernd Sösemann, Böhlau Verlag, Köln/Weimar/Wien 2006) wesentlich aussagekräftiger und werden von Klausur zur näheren Erläuterung bestimmter Ereignisse und Ergänzung des im ehe-lichen Schriftwechsel Angesprochenen häufig herangezogen. Seinen Reiz gewinnt die vorliegende Publikation für den Leser durch den Kontrast der „großen“ politischen Ereignisse mit den persönlichen Erfahrungen von Menschen in dieser Zeit – zumal von Menschen, die aufgrund ihrer Position und ihres Bildungshintergrundes in der Lage waren, reflektiert und informiert zu berichten. Die Briefe beleuchten den kultur- und sozialgeschichtlichen Hintergrund eines Landes in Krieg und sozialem Wandel aus dem Blickwinkel Betroffener – von der Angst vor plündernden Soldaten, russischer und französischer Einquartierung, den enormen Anstrengungen zur Aufstellung eines Heeres für die Befreiungskriege und Trauer um die Gefallenen bis hin zur Sorge um die immer wieder ausbrechenden schweren Infektionskrankheiten wie Typhus und Pocken. Daneben beeindruckt und berührt bei der Lektüre der stetig in den Briefen mitschwingende Grundton einer tiefen Verbundenheit der Eheleute: „Ohne Dich zu seyn ist mir so schwer ...“ (Amalie, 3. April), „Wenn ich nur Nachricht von Dir hätte. Ich finde mich so sehr allein ...“ (Theodor, 19. April). Der Briefwechsel Theodor und Amalie von Schöns zeigt somit weitgehend unbekannte Facetten einer entscheidenden Phase preußischer Geschichte wie auch des im Stein-Hardenberg-schen Reformprozeß so bedeutenden Staatsbeamten. Quellen- und Literaturverzeichnis, Personen- und Ortsindex sowie ein Stammbaum der Verwandtschaft Theodor von Schöns erleichtern den Zugang zum Text und ermöglichen die Vertiefung des Gelesenen. *Susanne Brockfeld*

Kommissionsverlag: Elwert'sche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Reitgasse 7/9, 35037 Marburg (Lahn)

Manuskripteinsendungen sind zu richten an:

Dr. Dieter Heckmann, Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz, Archivstraße 12–14, 14195 Berlin, oder
Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, An der Orangerie 3, 14469 Potsdam

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preussischer Kulturbesitz
und Beihilfe des Herder-Instituts e.V.

Herstellung: Stahlinger Satz GmbH, 35305 Grünberg

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND
WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEM GEHEIMEN
STAATSARCHIV PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 46/2008

ISSN 0032-7972

Nr. 2

INHALT

Dieter Heckmann, Militärgeschichte des Preußenlandes, S. 33 – Christian Tilitzki, „Es läßt sich nicht beschreiben“ Der Chirurg Paul Friedrich in der Schlacht bei Gumbinnen (1914), S. 40 – Bernhart Jähnig, Brigitte Poschmann, S. 54 – Buchbesprechungen, S. 56.

Militärgeschichte des Preußenlandes

Bericht über die Jahrestagung der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung vom 3. und 4. Oktober 2008 im Schloß Bütow

Von Dieter Heckmann*

Ungeachtet dessen, daß langjährige und verdiente Mitglieder der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung wie Sven Ekdahl sich schon vorrangig mit Militärgeschichte beschäftigt haben, als derartige Betätigungen in der deutschen Nachkriegsgesellschaft geradezu verpönt waren, hatte sich die Historische Kommission zu dieser Tagung entschlossen. Gewichtung erhielt die Thematik nicht nur durch die Wahl des Tagungsortes – Bütow gehörte zu den westlichsten und modernsten Festungsanlagen des Deutschen Ordens in Preußen –, sondern auch durch die geeignete Auswahl der Vorträge. Nicht zuletzt ist es nämlich einer Reihe von polnischen Mitgliedern der Historischen Kommission mit zu verdanken, daß sowohl der Veranstaltungsort im heutigen Polen ausgesucht als auch thematische Schwerpunkte gesetzt und besetzt werden konnten, die dort vor einigen Jahren schier undenkbar gewesen wären. Die Vortrags- und Diskussionsbeiträge fanden im großen Ausstellungsraum des Schloßmuseums mit rund 30 Teilnehmern statt.

Die Tagung begann mit dem Vortrag von Krzysztof Kwiatkowski (Thorn) über „Die Grundlagen der Militärdienste in und gegenüber der Deutschordenskorporation in Preußen (13. Jh. – ca. 1410)“, in dem er die anthropologischen und rechtlichen Grundlagen der Ausübung und der Leistung von Militärdiensten durch die Mitglieder

* nach den eingesandten Zusammenfassungen der Referenten.

des Deutschen Ordens, seiner Angehörigen und auch die der Landesbevölkerung darstellte. Der Referent hat besonders auf die Bedeutung des monastischen Gehorsams und des zweifach verstandenen Dienstes, nämlich als *ministerium* und als *servicium*, hingewiesen. Gehorsam und Dienst setzte er als die wesentlichsten Faktoren für die militärische Leistung der Mitglieder und Angehörige des Ordens voraus. Bezüglich der unter der Herrschaft des Deutschen Ordens stehenden Bevölkerung betonte Kwiatkowski die „innere“ Legitimation der Herrschaft. Hier habe die Anerkennung der Militärmacht der Deutschordenskorporation und der Eintritt einzelner Personen oder Gruppen in eine herrschaftliche Beziehung zum Orden eine besondere Bedeutung gehabt, wenn auch die Legitimation eine wesentliche Grundlage für die Beteiligung an den militärischen Unternehmen des Ordens bildete. Im 14. Jh. wurde der Kriegsdienst der ‚Untergebenen‘ zunehmend als Element der traditionellen Herrschaftsordnung verstanden. Zugleich habe man den Militärdienst im Zusammenhang mit der fortschreitenden Territorialisierung der Ordensherrschaft streng mit dem Besitz (*possessio*) der von dem Orden erworbenen und durch ihn verliehenen Landgüter verbunden.

Wegen einer Dienstbesprechung am 3. Oktober im Deutschen Historischen Institut Warschau war Grisca Vercamer verhindert und mußte seinen Vortrag zur „Bedeutung der Kleinen Freien im östlichen Ordensland Preußen“ verlesen lassen. Vercamer baute die bislang zuerst von Max Töppen und dann auch von Klaus Neitmann geäußerten Vermutungen zum Nutzen der preußischen Kleinen Freien für den Orden anhand von Quellenbeispielen aus. Es handelt sich bei den Kleinen Freien um eine über die gesamte Ordenszeit treue, gegenüber den einfachen, unfreien Bauern privilegierte Kriegerschicht, deren Mitglieder über kleine Güter verfügten. Die strukturellen Unterschiede zwischen der Schicht der Großen Freien und der Kleinen Freien wurden bislang in der Forschung wenig beachtet. Umso bedeutsamer ist, daß die preußischen Kleinen Freien fast ausschließlich im östlichen Teil des Ordenslandes vorkamen. Sie bildeten für den Orden einen beachtlichen, schnell verfügbaren militärischen Rückhalt. Daher war nach Meinung des Verfassers die Landesteilung von 1466 gewissermaßen vorprogrammiert, da die Kleinen Freien sich kaum an den ständischen Aktivitäten seit Ende des 14. Jahrhunderts beteiligten, sondern den Orden als Landesherrn verteidigten.

Danach sprach Sven Ekdahl (Berlin) über „Die Söldnerwerbungen des Deutschen Ordens für einen geplanten Angriff auf Polen am 1. Juni 1410. Ein Beitrag zur Vorgeschichte der Schlacht bei Tannenberg“. Durch die vorauszusehende Nichterfüllung der Bestimmungen des Prager Schiedsspruchs König Wenzels vom 9. Februar 1410 durch den polnischen König Jagiello habe sich Hochmeister Ulrich von Jungingen legitimiert gefühlt, einen überraschenden Angriff auf Polen am 1. Juni 1410, vor dem Ende des 1409 vereinbarten Waffenstillstands, durchzuführen. Außer Ordenstruppen sollten sich Heeresabteilungen aus den Herzogtümern Stettin und Wolgast und 600 Spieße, wohl vornehmlich schlesische Soldtruppen, daran beteiligen. Diese Tatsache war bislang unbekannt, wird aber durch verschiedene Quellen bestätigt. König Sigmund von Ungarn wurde als Verbündeter des Ordens in die Pläne des Hochmeisters eingeweiht, legte aber sein „Veto“ ein, weil er der Diplomatie noch eine Chance und vor allem sich

selbst eine wichtige Rolle als Vermittler im Konflikt geben wollte. Ulrich von Jungingen mußte dem Wunsch seines mächtigen Bündnispartners nachgeben und brach Mitte Mai kurzfristig die Kriegsvorbereitungen für den Überraschungsangriff ab.

Rafał Kubicki (Danzig) hielt einen Vortrag zur militärischen Bedeutung der Wassermühlen im Ordensland Preußen mit der Absicht, zu dieser Fragestellung erstmals einen Überblick für die gesamte Ordenszeit zu geben. Ausgehend von der Kulmer Handfeste, wurde zunächst das Mühlenrecht skizziert. Es folgten dann Nachrichten über die militärische Rolle von Wassermühlen im 13. Jahrhundert, ehe ausführlicher die Aufgaben der Wassermühlen im Verteidigungssystem mit den Ordensburgen untersucht wurden. Abschließend behandelte er die militärische Nutzung der Mühlen im Dreizehnjährigen Krieg.

Da auch Werner Paravicini (Kiel) am persönlichen Erscheinen verhindert war, ließ er seinen Vortrag „Von der Preußenfahrt zum Hussitenkreuz. Neue Ziele für die westeuropäische Ritterschaft nach dem Ende der Litauerreisen“ verlesen. Nachdem Paravicini den letzten Nachweis für einen Rückkehrer von einer Preußenfahrt entdeckt hatte, fand er seit 1421 zunehmend Belege von ritterlichen Kreuzfahrern, die an Kämpfen gegen die Hussiten in Böhmen teilgenommen hatten. Nacheinander werden mit wechselnder Ausführlichkeit die Kreuzzüge der Jahre 1420, 1421, 1421/22, 1427 und 1431 vorgestellt. Neben den politischen Voraussetzungen und der letztlich militärischen Erfolglosigkeit, die angesichts der Größe der Heere rätselhaft bleibt, beachtete er besonders die Beteiligung westeuropäischer Ritter, wobei die benutzten Quellen in den Vordergrund gestellt wurden. Die Durcharbeitung des westeuropäischen Quellenmaterials steht erst am Anfang, insbesondere die Frage, ob die letzten Preußenfahrer bei späteren Reisen nach Böhmen gegangen sind. Dennoch konnte Paravicini deutlich machen, daß die Kreuzzugs-idee im Abendland noch ungebrochen war.

Anschließend sprach Rainer Leng (Stuttgart/Würzburg) über Kriegsbücher im ausgehenden Mittelalter. Der Vortrag leitete einen Themenkomplex zu technischen und taktischen Schriften über das Kriegswesen in Mittelalter und früher Neuzeit ein. Einem summarischen Überblick über die umfangreiche handschriftliche Überlieferung folgten qualifizierende und quantifizierende Bemerkungen zu Umfang und Relevanz des existierenden Bildmaterials. Ca. 150 Handschriften aus dem 15. und 16. Jahrhundert überliefern einen Bestand von rund 7000 Abbildungen vorwiegend zur Technik des Krieges. Ohne antike Vorläufer entstand eine autonome Gattungstradition von Kriegsbüchern zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Sie besitzen hohe Aussagekraft für die Entwicklung spätmittelalterlicher Technik, zeigen differenzierte Wissensvermittlungsstrategien je nach intendiertem Publikum und lassen Entwicklungslinien hin zu modernen Technikkonzepten erkennen.

Danach stellte Hans Blosen (Egä) das Kriegsbuch von Johannes Bengedans vor, das als Handschrift AM 374 fol. der Arnemagnæanischen Sammlung der Universität Kopenhagen erhalten geblieben ist. Sie enthält ein zweigeteiltes illustriertes versifiziertes Kriegsbuch aus der Zeit von um 1450 in einer zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch wechselnden Sprache. Während der erste Teil eine aufs Praktische ausgerichtete Anleitung u. a. zur Herstellung verschiedener Pulvermischungen, verschiedener Brand-

und Sprengsätze und zur Richtung von Geschützen bietet, unterstützt von ca. 40 technischen Zeichnungen, schließt sich als zweiter und ursprünglich selbständiger Teil eine Sammlung von großformatigen Illustrationen mit kurzen Prosaerläuterungen an. Der Autor und Schreiber, Johannes Bengedans aus Grebenstein in Nordhessen, stand zunächst im Dienst des dänischen Königs Christoph III. (von Bayern) und wechselte dann unter Hochmeister Konrad von Erlichshausen in den Dienst des Deutschen Ordens über, wie aus drei Briefen von seiner Hand im Ordensbriefarchiv hervorgeht. Eine Ausgabe dieses Kriegsbuchs mit Faksimiles der Handschrift und der Briefe erschien im Jahr 2006.

Den Abschluß des ersten Vortragstages setzte Stefan Hartmann (Berlin) mit „Äußerungen Herzog Albrechts zum Militärwesen in bisher unbekanntenen Quellen“. Dabei konzentrierte er sich auf das Kriegsbuch und den Briefwechsel des Herzogs im Spiegel von dessen Korrespondenz mit Livland, die inzwischen in sieben Bänden für den Zeitraum von 1525–1570 abgeschlossen vorliegt. Zunächst verdeutlichte der Referent anhand der 1555 in Königsberg erschienenen Kriegsordnung die vielfältigen Verflechtungen von Kriegshandwerk, Wissenschaft und Kunst, die Albrecht zu einem der bedeutendsten Militärtheoretiker des 16. Jahrhunderts machten. Die hier geäußerten Prinzipien von Gottesfurcht, Recht und Gerechtigkeit, die den im Verteidigungskrieg sichtbaren gerechten Krieg gegenüber dem expansiven Angriffskrieg begründen, finden ihre Entsprechung in zahlreichen Äußerungen seines Schriftwechsels, wie z.B. im Rat an seinen Bruder Wilhelm, den damaligen Erzbischof von Riga, mehr den heilsamen Frieden als das Gegenteil davon zu suchen. Ein gerechter Fürst muß nach der Erkenntnis handeln, daß ihn Gott nicht für sich selbst, sondern zum Besten seines Nächsten erschaffen hat. Dabei bezieht sich das Wort „Nächster“ nicht nur auf ihn und die Seinen, sondern auch auf die gesamte Christenheit. Hier entsteht vor uns das Bild des „evangelischen Fürsten“, der sein militärisches Handeln in untrennbarer Verbindung mit dem von Martin Luther neu geschaffenen Glaubensbekenntnis sieht.

Den zweiten Vortragsblock eröffnete Museumsdirektor Janusz Kopydlowski am folgenden Tag mit einem Kurzvortrag über die Geschichte des Bütower Schlosses und einer Führung durch das Museum und die Anlage.

Wieder in die engere Thematik stieg Jürgen Kloosterhuis (Berlin) mit seinem Vortrag „Prototypisch oder randständig? Einrichtung, Abänderung und Auswirkung des Kantonsystems in Ostpreußen 1733–1806“ ein. Die vornehmlich auf Akten des Generaldirektoriums und der Kriegs- und Domänenkammern zu Königsberg und Gumbinnen gestützte Detailanalyse der ostpreußischen Umsetzung des „Kantonsystems“ (also des im 18. Jahrhundert typisch preußischen Militärersatzsystems) zeigte seine ebenso prototypischen wie randständigen Merkmale. Das Kantonsystem wirkte in Ostpreußen seit 1733 prototypisch, insofern es dort auf eine überwiegend agrarisch geprägte Wirtschaftsstruktur traf – aber auch randständig, da die erstmals ermittelten Feuerstellen-Zuweisungen und Aushebungsquoten in überraschender Weise den niederrheinisch-westfälischen Vergleichszahlen entsprachen. Bei jährlich ca. 5–6 Prozent zum Wehrdienst ausgehobener Männer konnte weder im Osten noch im Westen der preußischen Monarchie von deren Sozialmilitarisierung die Rede sein. Vielmehr erwies

sich in beiden Regionen das Kantonsystem als Hebel zur Sozialisierung des Militärsystems in die vorgegebenen Wirtschaftsstrukturen, wobei im ostpreußischen Fall zur Zeit Friedrich Wilhelms I. offenbar die Schonung der im Wiederaufbau begriffenen Agrarverhältnisse eine wichtige Rolle spielte.

Eine Erweiterung des ursprünglich vorgesehenen Programms stellte der Lichtbildvortrag von Zdzisław Balewski (Danzig) über die Festung Weichselmünde dar. Die zur Überwachung der Flußmündung und zum Schutze Danzigs errichtete Festung erreichte den Höhepunkt ihrer architektonischen Entwicklung um die Wende des 17. Jahrhunderts mit der Umgestaltung zu einem bastionierten Fort, das durch den Bau mehrerer kleinerer Wehranlagen entlang der Weichsel mit der Stadt verbunden wurde. Weichselmünde verlor seine Bedeutung mit der Verschiebung der Ostseeküste nach Norden. Nach dem 1. Weltkrieg nutzten mehrere Wassersportvereine die Anlage als Sitz. Nach dem 2. Weltkrieg wurde die stark zerstörte Festung nur teilweise wieder aufgebaut, weil in der Nähe eine Chemiefabrik entstand. Die Wiederaufnahme der bis heute andauernden Restaurierungsarbeiten in den neunziger Jahren hat das Ziel, die Anlage touristisch zu nutzen, bietet sie doch ein anschauliches Beispiel von der Entwicklung der Militärarchitektur vom Mittelalter bis zum Ende des 19. Jahrhunderts.

Es folgte Lutz Oberdörfer mit seinem Beitrag über „Kriegsschauplatz Ostpreußen: Planungen, Strategien und Annahmen der großen Kontinentalmächte vor dem Ersten Weltkrieg“. Im Rahmen ihrer Planungen für den Kriegsfall maßten alle kontinentalen Großmächte Ostpreußen (und Westpreußen östlich der deutschen Weichsellinie) eine wichtige Rolle zu. Dieses Territorium galt allgemein als Schwachstelle der deutschen Verteidigung in einem möglichen Koalitionskrieg. Zwar war klar, daß Ostpreußen nur dann Kampfgebiet werden würde, wenn Rußland und Deutschland gegeneinander Krieg führten. Von Ostpreußen ausgehende bzw. sich auf seine Besetzung richtende Kriegshandlungen gingen in ihrer Bedeutung aber weit über den regionalen Rahmen hinaus. Deshalb bemühten sich die jeweiligen Festlandsmächte nicht nur intensiv um Informationen über das zu erwartende Vorgehen ihres jeweiligen Bündnispartners, sondern auch darum, dessen Dispositionen nachhaltig zu beeinflussen. Dabei hielten sich alle Seiten möglichst bedeckt. Frankreich übte beispielsweise bis in den Sommer 1914 massiven Druck auf Rußland aus, im Kriegsfall Ostpreußen sofort wuchtig anzugreifen und nach Möglichkeit mit aller Kraft die deutsche Weichsellinie als letztem Hindernis vor Berlin zu bedrohen. Auf diese Weise sollte Deutschland schnell zur nachhaltigen Schwächung seiner Westarmee gezwungen werden. Weil die zunächst schwache deutsche Ostfront dringend auf österreichisch-ungarische Entlastungsoffensiven gegen Rußland angewiesen war, gab Moltke dem hartnäckigen Drängen des k. u. k. Generalstabschefs schließlich nach und versprach eine deutsche Offensive aus Ostpreußen Richtung Süden, obwohl diese nur unter überraschend günstigen Umständen zu ermöglichen war.

In seinem Forschungsbericht „Westpreußen im Ersten Weltkrieg“ gab Peter Letke- mann (Berlin) im wesentlichen einen Überblick über die spezielle Literatur- und Quellenlage. Gemessen an den Ereignissen von 1914/1915 im benachbarten Ostpreußen war das westpreußische Gebiet von den eigentlichen Kriegshandlungen völlig verschont

worden, hatte aber unter den plötzlichen Flüchtlingsströmen und den eintretenden Versorgungsschwierigkeiten erheblich zu leiden. Während in den übergreifenden Darstellungen zu diesen Kriegsfolgen fast nichts berichtet wird, steht im Geheimen Staatsarchiv Preuß Kulturbesitz hierzu ein umfangreicher Aktenbestand zur Verfügung, der die wirtschaftlichen und sozialen Auswirkungen in Folge des Krieges im Osten sehr detailliert schildert und der bisher nur zu Einzelstudien herangezogen worden ist.

Den Abschluß der Vortragsreihe bildete der von Stefan Hartmann verdolmetschte polnischsprachige Beitrag von Bolesław Hajduk (Danzig) über „Danzig am Ausgang des 2. Weltkrieges“. Zu den wesentlichen Ergebnissen seines Vortrages gehört die Aussage, daß ein Teil der Zerstörung Danzigs in den letzten Kriegswochen auf den schweren Artilleriebeschuß der deutschen Verteidiger zurückzuführen sei. Der deutsche Oberkommandierende, General Dietrich von Saucken, habe so die bereits in die Stadt eingerückte Rote Armee auf Distanz halten wollen, um noch möglichst viele Verwundete und Flüchtlinge über die Ostsee evakuieren zu können.

Aus der Mitgliederversammlung 2008 in Bütow

Am 3. Oktober konnte der Vorsitzende im Burghotel Bütow 15 ordentliche Mitglieder, ein korrespondierendes Mitglied und den Vertreter des fördernden Mitglieds begrüßen. Die Versammlung gedachte des verstorbenen Ehrenmitglieds Alfred Cammann sowie der ordentlichen Mitglieder Brigitte Poschmann und Peter G. Thielen. Die Nachrufe trugen die Herren Jähnig und Arnold vor.

Aus dem Tätigkeitsbericht ist Folgendes mitzuteilen. Zur Altpreußischen Biographie berichtet Herr Bürger über den Fortgang der Vorbereitungen zur dritten Lieferung des fünften Bandes. – Die Kommission unterstützt weiterhin die Edition der Protokolle der Landtage des Königlich polnischen Preußen durch die Thorner Kollegen Bogusław Dybaś und Janusz Tandecki. – Ulrich Kober hat die Bearbeitung des siebten Bandes des Preußischen Urkundenbuchs abgebrochen und einen abschließenden Bericht hinterlassen, weil er im Geheimen Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz eine Planstelle übernehmen konnte. Zur Fortsetzung wird dort eine neue Projektstelle beantragt werden. – Frau Löffler hat das Manuskript des dritten Bandes ihres Inventarisierungsprojekts der Fragmente liturgischer Handschriften des Deutschen Ordens im Historischen Staatsarchiv Königsberg beendet, ebenso den Gesamtindex aller drei Bände. Abgeschlossen hat Frau Löffler ferner das Manuskript ihrer Edition des Liber Ordinarius des Deutschen Ordens. – Herr Sarnowsky berichtet über das von ihm geleitete Projekt einer kritischen Edition der Schuldbücher und Rechnungen der Großschäffer und Lieger des Deutschen Ordens in Preußen. Im Frühjahr 2008 ist der erste Band erschienen, der zugleich der erste Band der Großschäfferei Königsberg (Ordensfoliant 141) ist. Er ist zugleich in den Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz und in den Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte erschienen. Band 3, Großschäfferei Marienburg, ist in der Herstellung. – Herr Sarnowsky berichtet ferner über den Fortgang der Sammlungen für das virtuelle Preußische

Urkundenbuch. – Herr Kossert hat den schwierigen Empfang der ostdeutschen Heimatvertriebenen im Westen Deutschlands bearbeitet, das Buch ist 2008 unter dem Titel „Die kalte Heimat“ erschienen. – Herr Zacharias berichtet über seine vor allem kirchengeschichtlichen Arbeiten zum Weichselmündungsgebiet in der frühen Neuzeit. – Herr Bürger kündigt eine Edition des Briefwechsels zwischen dem Königsberger Museumsdirektor Alfred Rohde und dessen früherem Hamburger Museum an. – Im Berichtsjahr ist die von Csaba J. Kenéz, Marburg, und Urszula Zaborska (Thorn) erarbeitete Bibliographie zur Geschichte Ost- und Westpreußens für 1999 im Herder-Institut Marburg erschienen. – Bei der Zeitschrift „Preußenland“ wurde mit dem Jahrgang 45 (2007) wieder ein Jahrfünftband mit Inhalts- und Mitgliederverzeichnis abgeschlossen. Gutgeheißen wurde der Plan, ab 2010 die Zeitschrift mit den „Beiträgen zur Geschichte Westpreußens“ der Copernicus-Vereinigung zu einem Jahrbuch zusammenzulegen. Das Geheime Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz sagte zu, auch das neue Jahrbuch in gleicher Weise wie die bisherige Zeitschrift zu unterstützen. – Das Ehepaar Heckmann berichtet, daß im Berichtsjahr ihre Edition der Santberg-Chronik in den „Einzelschriften“ als Nr. 27 erschienen sei. Herr Arnold berichtet, daß als Nr. 28 das lange verschollen gewesene, von Klaus Conrad bearbeitete Manuskript des Falkenbuchs von Hansgeorg Knabe in die Herstellung gehen wird. – In der Reihe „Tagungsberichte“ ist im Berichtsjahr der Band „Kirche und Welt in der frühen Neuzeit im Preußenland“ als Nr. 22 erschienen und an die Mitglieder versandt worden, der Band „750 Jahre Königsberg“ (Nr. 23) ist in Satz gegangen. Die Beiträge zur Jahrestagung 2006 in Allenstein sind in Band 52 (2007) der Zeitschrift für Geschichte und Altertumskunde Ermlands veröffentlicht worden. – Unserem Ehrenmitglied Alfred Cammann konnte kurz nach seinem 98. Geburtstag sein 21. und letztes Buch „Die Kaschuben. Aus ihrer Welt, von ihrem Schicksal in Geschichte und Geschichten“ von der Copernicus-Vereinigung übergeben werden. – Die Historische Kommission hatte am 31. Dezember 2007 ein Ehrenmitglied, 71 ordentliche und 21 korrespondierende Mitglieder sowie ein förderndes Mitglied.

Herr Marti stellt den Tagungsband zur frühneuzeitlichen Königsberger Universitätsgeschichte vor, der aus einer von ihm mit Herrn Komorowski 2006 in Engi, Kanton Glarus, veranstalteten Tagung hervorgegangen ist. – Herr Arnold stellt die neuesten Veröffentlichungen der Internationalen Historischen Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens vor, nämlich den dritten Band der Visitationen-Edition des Ehepaars Biskup, die ersten drei Bände der Urkundenregesten des Deutschordens-Zentralarchivs und die lange erwartete Übersetzung der Untersuchungen von Tomasz Jasiński zur Kruschwitz-Rimini-Problematik. – Herr Ekdahl kündigt für Frühjahr 2009 den Abschluß des Manuskripts des zweiten Teiles des „Soldbuchs“ an. – Gebilligt wird Herrn Heckmanns Antrag, die von ihm und Krzysztof Kwiatkowski in Angriff genommene Edition des Elbinger Kriegsbuchs unter die Kommissionsprojekte aufzunehmen. Für die Veröffentlichung der beiden zuletzt genannten Vorhaben bietet Herr Kloosterhuis die Hilfe seines Hauses an.

Die nächste Jahrestagung wird zur Thematik „Memel als Brücke Preußens zu den baltischen Ländern“ in dieser Stadt stattfinden. Herrn Walter wird für seine bisherigen

Vorbereitungen gedankt. Aus finanziellen Erwägungen mußte der ursprüngliche Termin im August aufgegeben werden, inzwischen ist das Wochenende um den 20. Juni 2009 vorgesehen.

Bernhart Jähmig

„Es läßt sich nicht beschreiben“ Der Chirurg Paul Friedrich in der Schlacht bei Gumbinnen (1914)

Von Christian Tilitzki

Die Schlacht bei Gumbinnen am 20. August 1914 blieb im kollektiven Gedächtnis der Deutschen nicht haften. Dafür war kein Raum neben Tannenberg, Marne, Skagerak, Somme oder Cambrai, die sich aus der Zeit des Völkerringens im Ersten Weltkrieg dort lange eingebrannt hatten. Doch mit ein wenig Mut zu kontrafaktischer Geschichtsschreibung darf man darüber spekulieren, ob nicht auf den Äckern nahe dieser ostpreußischen Beamten- und Garnisonsstadt, dem Zielpunkt der „Salzburger Einwanderung“ von 1732, doch weltpolitische Weichen gestellt wurden. So riskiert Theo Schwarzmüller in seiner Biographie des Generalfeldmarschalls August von Mackensen die These, daß ohne das Versagen seines „Helden“ bei Gumbinnen es „möglicherweise kein Wunder an der Marne gegeben“ hätte. Denn die zwei Armeekorps (AK), die die Oberste Heeresleitung (OHL) nach dem 20. August 1914 zum Schutz Ostpreußens von der Westfront abzog, hätten den Schlieffenplan verdorben, da sie den legendären „rechten Flügel“ schwächten und so im September 1914 den Abwehrerfolg von Franzosen und Engländern dicht vor Paris ermöglichten. Diese OHL-Entscheidung wäre ohne Mackensens kopflos wirkendes Draufgängertum, das zum Gumbinner Desaster führte, nicht getroffen worden. „Ungestüm und Kühnheit“ ließen die Soldaten des von ihm kommandierten westpreußischen XVII. AK in russisches Artillerie- und Infanteriefeuer laufen – ein schneidiges Attackieren gegen einen bestens eingegrabenen Feind, das voraussehbar in panikartiger Flucht enden mußte. Nach dieser Lesart ging der Erste Weltkrieg also für Deutschland bereits durch Mackensens Schuld auf dem Schlachtfeld bei Gumbinnen verloren.¹

Mit seiner kühnen These hätte Schwarzmüller sich zwar nur mittelbar auf die Kriegsgeschichtsschreibung nach 1918 berufen dürfen,² denn in den vielen Erörterun-

¹ Theo Schwarzmüller, *Zwischen Kaiser und Führer – Generalfeldmarschall August von Mackensen. Eine politische Biographie*, Paderborn usw. 1995, S. 94.

² Zum Verlauf der Schlacht vgl. die vom Reichsarchiv vorgelegte Darstellung: *Der Weltkrieg 1914–1918, Bd. 2: Die Befreiung Ostpreußens*, Berlin 1925, S. 79ff. sowie dort die Lagekarte 2. Vgl. auch John Sweetman, *Tannenberg 1914*, London 2002, S. 76–84, der zur Schlacht bei Gumbinnen stärker russische Darstellungen berücksichtigt. Aus der Sicht eines militärischen Führers, des Generals Hermann von François (1856–1933), *Marneschlacht und Tannenberg. Betrachtungen zur deutschen Kriegsführung in den ersten sechs Kriegswochen*, Berlin 1920,

gen der Schlacht von Tannenberg spielt das womöglich kriegsentscheidende „Opfer“ der Westfront zugunsten des bedrohten Ostens keine unwichtige Rolle.³ Aber nur wenige Autoren wie etwa der Berliner Militärhistoriker Martin Lezius wagten es, einen direkten Zusammenhang zwischen Gumbinnen und Marneschlacht herzustellen und an den Ausgang des ersten Aufeinandertreffens deutscher und russischer Streitkräfte, das auf ostpreußischem Boden den Namen Schlacht verdient, derart weitreichende, den Kriegsausgang entscheidende Folgerungen zu knüpfen.⁴ Man war sich nicht einmal einig darüber, ob Mackensen überhaupt das verlustreiche Scheitern des Vorpreschens südlich Gumbinnens anzulasten sei und ob dies wirklich den Ausschlag gab für den Abbruch der Schlacht.⁵ Ungeachtet dieses Mißerfolgs sei nämlich die Lage am

S. 179–197. Die beste, weil protokollarisch exakte Schilderung bietet der um die Militärgeschichte Ostpreußens vielfach verdiente Königsberger Oberstleutnant Dr. rer. pol. Walther Grosse (1884 Marienburg/Westpr. – 1969 Müllheim/Baden); erschienen jedoch in einer schwer zugänglichen, antiquarisch unauffindbaren Broschüre, die sich glücklich im kriegsbedingt arg gelichteten Bestand „Krieg 1914“ der Berliner Staatsbibliothek erhalten hat: *Die Schlacht bei Gumbinnen. Die Kämpfe in Ostpreußen vom 17. bis 20. August 1914*, Tilsit o. J. [1939]. Etwas besser greifbar die von Teilnehmern der Schlacht verfassten, detaillierten, mit guten Karten versehenen Beschreibungen in: *Schlachtfelder in Ostpreußen*. Bearbeitet von aktiven und ehemaligen Offizieren im Wehrkreis I, hg. v. Wehrkreis-Kommando I, 4. Aufl. Königsberg o. J. [ca. 1936; zuerst 1932], S. 44–59.

³ Vgl. nur Max Hoffmann, *Der Krieg der versäumten Gelegenheiten, vereinigt mit Gedanken über 1914, Tannenberg, wie es wirklich war, Die Frühjahrsoffensive 1918*, Leipzig o. J. [1939, zuerst 1923 bis 1929], S. 33, der betont, daß die OHL von sich aus, nicht etwa auf Bitten von Hindenburg und Ludendorff, die Hilfe „in den Tannenger Tagen“ angeboten habe. Mittelbar ließe sich natürlich diese „verhängnisvolle Abgabe“ wieder auf „Gumbinnen“ zurückführen, da es ohne den deutschen Rückzug dort nicht zu „Tannenberg“ gekommen wäre. Zurückhaltender v. François (Anm. 2), S. 118, der in diesem Entschluß, zwei AK den „Angriffsarmeen“ zu entziehen, nur einen von mehreren falschen Dispositionen der OHL erkennt, die das französische „Wunder an der Marne“ bewirkten. Ähnlich noch ein jüngerer Urteil über diesen schweren Verstoß gegen ein „Axiom des Operationsplans“ von Jean-Jacques Becker, *Art. Marne*, in: Gerhard Hirschfeld u. a. (Hg.), *Zyklusopädie Erster Weltkrieg*, Paderborn usw. 2003, S. 697.

⁴ Vgl. M. Lezius (1884 Berlin – 1941 ebd.), *Ostpreußen in Not. Mit Bildern von Hans Friedmann*, 9.–14. Tsd. Stuttgart o. J. [1938]; stellt – für ein jugendliches Lesepublikum – das Kriegsgeschehen in der Provinz bis zum 21. August 1914 dar und zieht aus der Gumbinner Schlacht den Schluß, daß um die „blutgetränkten Gefilde der Rominte und Schwentischke“ die „Tragik geistert“, da diese „nicht durchgekämpfte Schlacht“ zur Verlegung von zwei Armeekorps führte, die „unverständlicherweise dem rechten Flügel der deutschen Armeefront entnommen“ wurden, der nach Schlieffens Plan die Entscheidung im Westen bringen sollte. Diese Korps, das XI. AK und das Garde-Reservekorps, hätten dann „in den entscheidenden Tagen an der Marne“ gefehlt (ebd., S. 80).

⁵ Das Werk des Reichsarchivs (s. Anm. 2), S. 92f., einen quasi offiziellen Standpunkt vertretend, verteidigt den Heerführer: Ihm sei eine falsche, aber „keinesfalls leichtfertige Lageeinschätzung“ anzulasten. Leider sei die „überraschte Truppe“ im unübersichtlichen Gelände bei Walterkehmen, 20 km südlich von Gumbinnen, auf einen gut verschanzten Feind getroffen, der ihr so zusetzte, daß ihr Rückzug am späten Nachmittag des 20. August schließlich in Panik überging. Der Mißerfolg sei der „Verketzung unglücklicher Umstände“ zuzuschreiben. Unter den schwachen Gegenstimmen dazu ist zu nennen der 1. Generalstabsoffizier der 8. Armee,

Abend des 20. August für das nördlich anschließende I. AK des Generals Hermann von François und für das südlich von Mackensen operierende I. Reservekorps des Generals Otto von Below so aussichtsreich gewesen, daß allein die den Rückzug anordnende Fehleinschätzung des Oberbefehlshabers der 8. Armee, des Generaloberst Max von Prittwitz und Gaffron, den nahezu sicheren deutschen Erfolg in einer am 21. August zu schlagenden Umfangsschlacht verhindert habe, die die zaristische Njemen-Armee unter General von Rennenkampf zertrümmert hätte.⁶

Aus dem Blickwinkel eines Teilnehmers an der Gumbinner Schlacht, des Direktors der Königsberger Chirurgischen Universitätsklinik, Paul Friedrich, der seit dem 2. Au-

der später den „Sieg bei Tannenberg“ gegen Hindenburg für sich und Ludendorff reklamierende damalige Oberstleutnant Max Hoffmann (Anm. 3), S. 22f., 183–185 („Das Vorspiel von Gumbinnen“), der vorwurfsvoll festhält, daß Mackensen seine durch einen Gewaltmarsch übermüdete Truppe ohne ausreichende Artillerievorbereitung gegen gut ausgebaute russische Feldstellungen angreifen ließ, was schwere Verluste zeitigen mußte. Hoffmann beklagt daher gar ein „Hineinhetzen in den Angriff“ (ebd., S. 185). Schonender, gleichwohl kritisch, formuliert sonst nur Hauptmann Szelinski, daß „altpreußischer Angriffsgeist, ja fast zuviel Schneid“ im XVII. AK „steckte“ (Schlachtfelder in Ostpreußen, s.o. Anm. 2, S. 52). Dies übernimmt Lezius (Anm. 4), S. 69. – Selbstverständlich übergehen die zu Lebzeiten Mackensens veröffentlichten biographischen Versuche regelmäßig dieses Scheitern des Husarengenerals. So heißt es beim Danziger Schriftsteller Carl Lange lapidar, „der Vorstoß führte nicht zum entscheidenden Erfolg, so daß der Kampf abgebrochen werden mußte“ (Generalfeldmarschall von Mackensen. Ein Bild seines Lebens, Berlin 1935, S. 101). Naturgemäß findet sich auch in dem „volkstümlich“ angelegten, von Mackensen bevorworteten Werk Walter von Rohrscheidts, Über Stallupönen und Gumbinnen zu Deutschlands Vernichtungssieg bei Tannenberg vom 26. bis 31. August 1914. Die Rätsel von Rennenkampf und Samsonow? Auch nach russischen Quellen bearbeitet, Braunschweig 1937, S. 19, nicht der Anflug eines kritischen Vorbehalts. Ebenso glättend, die Einschätzung des Reichsarchivs übernehmend, Grosse 1939 (s. Anm. 2, S. 54: „Verkettung unglücklicher Umstände“), der Mackensens verzweifelt-hilflose und nur punktuell erfolgreiche Anstrengungen preist, zurückflutende Truppen am späten Nachmittag des 20. August höchstselbst zur Reason zu bringen, d.h. sie an der Flucht zu hindern (ebd., S. 49ff.). Noch einen Schritt weiter geht Jürgen Hahn-Butry, der dem General gar nachrühmt, er habe in dieser Schlacht die höchste Führeigenschaft bewiesen, und seinem Eingreifen sei es zu danken, daß die Truppe die „ausbrechende Panik überwand“, vgl. ders., August von Mackensen, in: ders. (Hg.), Preussisch-deutsche Feldmarschälle und Großadmirale, 4. Aufl. Berlin 1938, S. 304–313 (hier zit. S. 307). Daß Mackensens Angriffsbefehl für diese Panik überhaupt kausal war, ist dem Hagiographen kein Thema, zumal das Ereignis im lokalen erinnerungspolitischen Rahmen schon als „Siegsgeschichte“ festgeklopft worden war, vgl. die Fotografien zur „20-Jahr-Feier der Schlacht bei Gumbinnen“ am 25. August 1934, auf denen Mackensen u.a. vor der einschüchternden Architektur des Gumbinner Regierungsgebäudes „den Vorbeimarsch der Verbände“ abnimmt, deren „Front abschreitet“, die „Kriegervereine“ vor ihm antreten usw., vgl. Herbert Sticklies/Dietrich Goldbeck, Gumbinnen. Stadt und Land. Bilddokumentation eines ostpreußischen Landkreises 1900–1982, Bd. I, Bielefeld 1985, S. 469–472.

⁶ So Reichsarchiv (Anm. 2), S. 98f. und Walter Elze, Tannenberg. Das deutsche Heer von 1914. Seine Grundzüge und deren Auswirkung im Sieg an der Ostfront. Im Einvernehmen mit dem Reichsarchiv, Breslau 1928, S. 106f. Da v. Prittwitz-Gaffron das Vorrücken der Narew-Armee auf Masuren zu gemeldet worden war, fürchtete die deutsche Armeeführung, von der Weichsel abgedrängt und vor Königsberg in die Zange genommen zu werden.

gust 1914 als beratender Chirurg und Generaloberarzt beim I. AK diente,⁷ findet diese „Schuldfrage“ indes eine ganz andere Antwort. Umstandslos schiebt der Mediziner die Verantwortung für den unglücklichen Ausgang der Gumbinner Schlacht allein Mackensen zu, dem bloßen Günstling Wilhelms II., einem offenbar nicht nur von ihm als militärisch inkompetent verhöhnten „Theatergeneral“.⁸ In dieser, von späteren Beurteilungen abweichenden Wertung liegt *ein* Reiz des fast noch auf dem Schlachtfeld geschriebenen Briefes, den der 1910 an die Albertus-Universität berufene Chirurg seiner Frau Charlotte⁹ am 22. August 1914 aus Insterburg sendet. Darüberhinaus kommt den Eindrücken, die Friedrich von den dramatischen Ereignissen vermittelt, aber noch eine

⁷ Der 1864 in Roda (Sachsen-Altenburg) geb. Friedrich promovierte 1888 zum Dr. med. in Leipzig, war aktiver Assistenzarzt in der sächsischen Armee, 1889 abkommandiert zu Robert Koch an die Pathologisch-Bakteriologische Abteilung des Reichsgesundheitsamtes. Seit 1891 Assistenzarzt Chir. Universitätsklinik Leipzig, 1892 Hofarzt König Alberts von Sachsen, Ende 1892 wieder zurück an die Leipziger Klinik, 1894 Habilitation, 1896 Direktor Chirurg. Poliklinik ebd., zum SS. 1903 oö. Prof. und Direktor der Chir. Klinik Universität Greifswald, zum WS. 1907/08 Marburg, zum 1. Oktober 1911 als Nachfolger des nach Leipzig berufenen Erwin Payr nach Königsberg. Bis zur Greifswalder Zeit, stark geprägt durch Robert Koch, beschäftigt mit chirurgisch-bakteriologischen Problemen (u.a. 1898: Die aseptische Versorgung frischer Wunden; „Erfinder“ der Operationshandschuhe aus Gummi). Seitdem Forschungen über Ursachen und Therapie von Bauchfellentzündungen, Knochentuberkulose, vor allem aber Spezialisierung auf Hirn- und Lungenchirurgie. Vgl. Harry Scholz/Paul Schroeder, Ärzte in Ost- und Westpreußen. Leben und Leistung seit dem 18. Jahrhundert, Würzburg 1970 (= Ostdeutsche Beiträge; XLVIII), S. 74f., die erwähnen, daß Friedrich kurz vor seinem Tod ein Lehrbuch der Lungenchirurgie abgeschlossen habe, das Manuskript aus dem Nachlaß aber nie zum Druck gelangte. Ferner: V. Worm, Das chirurgische Erbe: Paul Leopold Friedrich, in: Zentralblatt für Chirurgie 101, 1976, S. 568f. Ergänzend der Artikel Friedrich in: Inge Auerbach (Bearb.), Catalogus professorum academiae Marburgensis. Die akademischen Lehrer der Philipps-Universität Marburg, Bd. 2: Von 1911–1971, Marburg 1979, S. 236. Vgl. dazu auch die zeitgenössischen Würdigungen: Geheimrat Friedrich als Lehrer, in: *Königsberger Hartungsche Zeitung* Nr. 28 v. 18. 1. 1916 und: Oskar Samter (1858–1931, Chirurg an der Städt. Krankenanstalt), Das wissenschaftliche Lebenswerk Geheimrat Friedrichs, in: ebd. Nr. 36 v. 22. 1. 1916. Dazu die Gedächtnisreden des Rektors Eilhard Alfred Mitscherlich und des Med. Dekans Karl Kißkalt: Trauerfeier für Geheimrat Friedrich, in: ebd. Nr. 29 v. 19. 1. 1916 und *Königsberger Tageblatt* Nr. 16 v. 20. 1. 1916. Sein umstrittener Lehrstuhl-Nachfolger Martin Kirschner (1879–1942), der Schwiegersohn des Generallandschaftsdirektors Wolfgang Kapp, rühmte Friedrich nach, „in seinem ganzen wissenschaftlichen Denken und Handeln unter dem Zeichen Immanuel Kants“ gestanden zu haben; mit Kants Dekret, daß außerhalb der Erfahrung „kein Dokument der Wahrheit irgendwo angetroffen“ werde, schmückte er eine Wand der klinischen Hörsaals der Chirurgischen Klinik: Paul Friedrich †, in: *Deutsche Medizinische Wochenschrift* 42, 1916, S. 230f.

⁸ Auch Friedrich Lezius (s.u. Anm. 10) wußte am 27. 8. 1914 Reinhold Seeberg zu berichten, daß v. Mackensen „un glaubliche Fehler“ gemacht habe und „in Ungnade“ gefallen sei (Bundesarchiv Koblenz [fortan: BAK], N 1052/99, Bl. 18–21).

⁹ Charlotte Friedrich, geb. von Bülow, war die Tochter des Senatspräsidenten beim Reichsgericht Karl F. J. von Bülow (1834 Stade – 1908 Leipzig), geb. 1878 in Berlin, seit 1900 verheiratet mit dem damaligen Leipziger Extraordinarius Paul Friedrich, nach dessen Tod 1916 mit ihren fünf Kindern verzogen nach Marburg, von da nach Berlin, 1940 nach Pasewalk, 1943 Gaunting bei München, verstorben Ende 1973 in Hamburg.

besondere Bedeutung als Stimme aus der akademischen Führungsschicht der Provinz zu, von der sonst aus den ersten Kriegswochen nicht allzuviel überliefert ist, schon gar keine so lebendige Schilderung direkt von der Front.¹⁰ Lediglich ein veröffentlichter,¹¹ deshalb aber entschieden weniger spontaner Bericht eines Bataillonsarztes liegt vor, der im pommerschen Infanterie-Regiment 54 (von der Goltz) an den Kämpfen um Gawaiten teilnahm, wo das von General Otto von Below geführte I. Reserve-Korps die rechte Flanke Mackensens gegen einen von Goldap her unternommenen russischen Vorstoß deckte.¹² Weiter aufgewertet werden die von Friedrich hastig hingewor-

¹⁰ Als heute noch verfügbarer Zeitzeuge fast allein auf weiter Flur steht hier der Kirchenhistoriker Friedrich Lezius (1859 Perna – 1936 Königsberg), seit 1901 beamteter Extraordinarius an der Königsberger Universität. Der dort schärfste Exponent des Alldeutschtums unter den Professoren, aus baltischem Deutschtum, dessen fanatisch-exaltierter Russenhaß sich aus persönlicher Betroffenheit durch die militante Russifizierungspolitik Nikolaus II. in den Ostseeprovinzen speiste, berichtete seit dem 31. Juli 1914 in kurzen Abständen an den Berliner Dogmatiker und baltischen Landsmann Reinhold Seeberg (1855–1935), mußte sich dabei jedoch auf Königsberger Zeitungen, Berichte von Kriegsteilnehmern und Gerüchte beschränken. Mehr vom Hörensagen nähren sich auch die weniger zahlreichen Briefe des Historikers Otto Krauske (1859 Potsdam – 1930 Königsberg) an seinen in Hannover weilenden Kollegen Albert Brackmann (1871 Hannover – 1952 Berlin).

¹¹ Nur ein Fragment aus den „Tagebuchaufzeichnungen eines bekannten Königsberger Chirurgen“ liefert Grosse (Anm. 2), S. 61 f. Dieser Mediziner erreicht am 20. August das Gut Königsfelde (s. Anm. 12) und überliefert in knappen Sätzen „Bilder des Elends“ und der „ärztlichen Ohnmacht“, in toto sei dies „grausig“ gewesen. Leider verweist Grosses Bibliographie nur summarisch auf Regimentsgeschichten, so daß es großen Aufwandes bedürfte, um zu ermitteln, wo diese Notate veröffentlicht wurden und wer von den Königsberger Chirurgen ihr Verfasser ist. Möglich ist zudem, daß Grosse eine unveröffentlichte Quelle zitiert. Vermutlich handelt es sich um Friedrichs Schüler und Assistenzarzt, den aus militärärztlicher Laufbahn hervorgegangenen Hans Boit (1876 Werneuchen – 1934 Königsberg), 1912 an der Albertina habilitiert, 1914 bis 1918 Chefarzt eines Feldlazarets. Boit hat während der Krieges eine Reihe von knappen Aufsätzen zu Schußverletzungen, Schädelchüssen und Fragen der Bluttransfusion publiziert, vgl. etwa: Über Verletzungen von Magen und Darm durch das Infanteriegeschloß, in: Deutsche Medizinische Wochenschrift 41, 1915, S. 707–709. – Sicher zu identifizieren sind nur zwei weitere Fakultätskollegen Friedrichs, die am 20. August dabei waren, nämlich der 1905 in Königsberg habilitierte Oberschlesier Theodor Cohn (1867 Krzyzanzowitz – 1934 Königsberg), Internist und Urologe, Stabsarzt im I. Bataillon des GR 1, und Alfred Linck (1875 Wormditt – 1939 Greifswald), 1910 an der Albertina habilitiert für Ohrenheilkunde, als Stabsarzt beim Füsilierbataillon des GR 1, s. v. Gottberg (Anm. 19), S. 31.

¹² E. M. Simons, Drei Monate Regimentsarzt im Ostheere, Heilbronn 1915, S. 28–32. Simons hatte am 20. August einen Verbandsplatz auf Gut Königsfelde/Kr. Darkehmen, nahe Gawaiten, eingerichtet. Das Herrenhaus war bald überfüllt mit „Sterbenden und Schwerverletzten“, die in „ununterbrochener Kette“ eingeliefert wurden. Zwölf Ärzte und Sanitäter mußten dort 600 Verwundete versorgen, darunter 200 Russen. Auch im abgeklärten Rückblick, bemüht um einen saloppen Tonfall, gelegentliche Pathetik nicht scheuend, wenn er opferfrohe feldgraue „Heldensöhne“ preist, muß Simons aber doch die „Stimmungsunfähigkeit“ dieser Stunden einräumen. Das „Erlebnis“ der „Feuertaufe“ empfindet er wegen dieses „unglückseligen und verlustreichen Kampf[es]“ darum mehr „furchtbar“ denn „grandios“ (ebd., S. 25). Sein Fazit: noch einige solcher „Siege“ und „das Regiment ist gewesen“. Das im hinterpommerschen Ostseebad Kolberg stationierte Goltz-Regiment verlor an einem blutigen Nachmittag 548 Mann und 13 Offiziere, ein Viertel seiner Kampfstärke.

fenen Zeilen noch angesichts der Tatsache, daß die meisten Zeitzeugenberichte zur Geschichte Ostpreußens im Ersten Weltkrieg, die seit 1915 gesammelt und als „Provinzialarchiv“ im Königsberger Staatsarchiv verwahrt wurden, 1945 leider verloren gegangen sind.¹³

Noch fern jeder abdämpfenden literarischen Stilisierung, die bald nach „Tannenberg“ und nach der „Masurenschlacht“ die Abwehr der „Russensflut“ – der „mongolischen Fluth“, wie sie Friedrich bezeichnet – in Ostpreußen vorwiegend als stereotype Heldensaga aufbereitet, und die sich fächert von der Hindenburg-Biographie bis zu Erzählungen „für die reifere Jugend“,¹⁴ steht Friedrichs Momentaufnahme im Bann der urplötzlich über ihn hereinbrechenden Grausamkeit des Krieges im industriellen Zeitalter. Die „fürchterliche Arbeit“ an den „zertrümmerten jungen Menschenleibern“, von denen ihm und seinen Kollegen am 20. August 1914 innerhalb eines Nachmittags und einer Nacht 4.000 auf den Tisch gelegt wurden, machte ihn sprachlos: „Es ist nicht zu beschreiben.“

Im Rückblick ist dies nicht verwunderlich. Friedrich wurde 1864 geboren, ein Kind des 19. Jahrhunderts, das 1914 eine Lebenshälfte hinter sich hatte. Der US-amerikanische Bürgerkrieg, in einigen exzessiven Ausfransungen auch der deutsch-französische Krieg von 1870/71 sowie die beiden Balkankriege¹⁵ ließen die Totalisierung und Technisierung des Tötens in künftigen Kriegen allenfalls erst ahnen. Bis zum August 1914 konnten sich Politiker, Soldaten oder Ärzte daher kaum etwas unter einem „modernen“ Krieg vorstellen. Erst die jüngere Historiographie des Ersten Weltkrieges hebt hervor, daß gerade diese ungenügende, fatal „altmodische“ Kriegsvorstellung zu Be-

¹³ Dies betrifft den Fundus der 1915 gegründeten „Provinzialkommission für ostpreußische Kriegsgeschichte“, der auf Initiative des Mediävisten Albert Brackmann entstand. Er gab die wichtigste Quellenbasis ab für das schwerlich genug zu preisende zeithistorische Meisterwerk seines Schülers Fritz Gause, Die Russen in Ostpreußen 1914/15, Königsberg 1931. Die Sammlung fand als Bestand „Provinzialarchiv“ Aufnahme im Königsberger Staatsarchiv und konnte 1945 nicht mehr nach Westen ausgelagert werden. Vgl. F. Gause, Die Quellen zur Geschichte des Russeneinfalls in Ostpreußen im Jahre 1914, in: Altpreußische Forschungen 7, 1930, S. 82–106, bes. 89ff.

¹⁴ Vgl. nur den einige hundert Texte zählenden Abschnitt V: Hindenburg in Gedichten, Erzählungen und Anekdoten, in: Deutsche Bücherei (Bearb.), Hindenburg-Bibliographie. Verzeichnis der Bücher und Zeitschriftenaufsätze von und über den Reichspräsidenten Generalfeldmarschall von Hindenburg, Leipzig 1938, S. 88–111.

¹⁵ Friedrich sammelte während des 2. Balkankrieges, im Sommer 1913, als Griechenland an der Seite von Serbien, Rumänien und der Türkei gegen Bulgarien um die Beute aus dem 1. Balkankrieg (1912/13) stritt, kriegschirurgische Erfahrungen in den Lazaretten von Athen und Saloniki. Sein Oberarzt Martin Kirschner, als Leiter einer Rot-Kreuz-Delegation, unterstützte im 1. Balkankrieg die mit den Serben und Griechen fechtenden Bulgaren im Kampf gegen die Türken, wo er als die ersten Spezifika des „modernen [Stellungs-] Krieges“ eine unerwartet hohe Zahl von „Schädelchüssen“ registrierte. Vgl. M. Kirschner, Berichte über die erste Hilfsexpedition nach Bulgarien. Gesamtüberblick über die Zusammensetzung, Reise, Tätigkeit und die chirurgischen Erfahrungen der Abordnung, in: Central-Komitee der deutschen Vereine vom Roten Kreuz (Hg.), Beiträge zur Kriegsheilkunde aus den Hilfsunternehmungen der deutschen Vereine vom Roten Kreuz während des italienisch-türkischen Feldzuges 1912 und des Balkankrieges 1912/13, Berlin 1914, S. 145–257, hier zit. S. 223.

ginn des Ersten Weltkrieges an West- wie Ostfront Menschenverluste verursachte, wie sie später nicht einmal die „Blutmühle“ vor Verdun forderte.¹⁶ Das vielfach mythisierte „Langemarck“, der Sturm „junger“, also unerfahrener, mit dem Deutschland-Lied auf den Lippen angreifender, am 11. November 1914 im englischen Maschinengewehrfeuer dezimierter Regimenter, war mithin nur der letzte Akt einer Tragödie, die sich aus dieser tödlichen Diskrepanz zwischen Kriegsidee und Kriegswirklichkeit aufgetan hatte.¹⁷ So resultierten auch die Opferzahlen des östlichen Kriegstheaters, die den Chirurgen Friedrich schier fassungslos machten, aus dem Umstand, daß keiner der Kämpfer wußte, was ihn erwartete, und wie er sich verhalten sollte. Für den späteren Betrachter ist daher wenig überraschend, daß der „wunderbare Angriffsgeist“ und das „opferbereite Offizierskorps“ die „mangelnde Kriegserfahrung“ wettzumachen trachteten¹⁸ – mit vorhersagbaren Konsequenzen. Friedrichs Patienten waren etwa die Offiziere und Mannschaften des zur 1. Infanterie-Division (General v. Conta) gehörenden Königsberger Grenadierregiments 1, die tatsächlich mit „entfalteter Fahne“ das nordöstlich Gumbinnen gelegene Dorf Szurkklauken stürmten, wo jedes Gehöft von den aus dem Dongebiet stammenden Russen des 111. Infanterie-Regiments mit Maschinenwaffen verteidigt wurde.¹⁹ Nicht anders sah es bei den Westpreußen Mackensens aus, die über

¹⁶ Für die verbündete Zentralmacht, die in den ersten Wochen an ihrem Teil der Ostfront, in Galizien, „enorm schwere Verluste in der Höhe von 40.000–50.000 Mann“ erlitt, beschreibt dies eindrucksvoll Manfred Rauchensteiner, *Der Tod des Doppeladlers. Österreich-Ungarn und der Erste Weltkrieg*, Graz usw. 1993, S. 166f., dort auch S. 125ff. über die tödlichen Folgen der ersten sorglosen Kavallerieattacken, sowie S. 130 zum ungeheuren Blutzoll, der von nur einer k. und k. Armee bereits nach 14 Tagen an der serbischen Front entrichtet worden war (22.000 Tote, Verwundete, Gefangene), und ferner S. 151ff., zur (unzulänglichen) ärztlichen Versorgung. – Vornehmlich für die deutsche Westfront neuerdings Alan Kramer, *Dynamic of Destruction. Culture and Mass Killing in the First World War*, Oxford 2007. Kramer, der darlegt, daß „Somme und Verdun“ nicht so blutig gewesen seien wie die ersten sechs Wochen des Krieges, führt die Entfesselung der Gewalt gegen die Zivilbevölkerung darauf zurück, daß Soldaten, die in unvorstellbarem Maße sich der Vernichtung ausgesetzt sahen, ihrerseits allen Respekt vor fremdem Leben verloren.

¹⁷ Vgl. Karl Unruh, *Langemarck. Legende und Wirklichkeit*, Koblenz 1986.

¹⁸ Grosse (Anm. 2), S. 41.

¹⁹ Ebd. – Vgl. a. Franz von Gottberg, *Das Grenadier-Regiment Kronprinz (1. Ostpreussisches) Nr. 1 im Weltkriege*. Bd. I: Die Ereignisse vom Kriegsbeginn bis zum 31. Juli 1916, Berlin 1927, S. 31–40, bes. S. 35 über den Angriff der 7. Kompanie des II. Bataillons bei Warkallen: Seitengewehr aufgepflanzt, Fahne entrollt, unter Trommelwirbel und „Schmetterern der Trompeten mit wehenden Fahnen“ gegen den Feind gestürmt, es sei „ein erhebendes Kriegsbild“ gewesen. Ähnlich Alfred Dieterich (Hg.), *Geschichte des Grenadierregiments König Friedrich der Große (3. Ostpreussisches) Nr. 4*, Berlin 1928, S. 800f., wo beim Sturm des Ersatzbataillons dieses Rastenburgers Regiments auf Gr. Baitschen, östlich Gumbinnens, an der Nahtstelle zu Mackensens AK, „ungeachtet des mörderischen Feuers, alles der Fahne nach[eilt]. Groß sind die Verluste“; nämlich 50 Tote und 120 Verwundete. – Entschieden kritischer die Geschichte des im Rahmen von Mackensens AK operierenden IR 61 (Garnison Thorn), das zur 35. ID gehörte und die Hälfte seiner 2.500 Mann vor Mattischkehmen „auf blutiger Walstatt“ ließ. Vgl. v. Keiser, *Geschichte des Infanterie-Regiments von der Marwitz (8. Pomm.) Nr. 61 im Weltkriege 1914–1918*, Berlin o. J. [1928], S. 8–17, bes. S. 17: Nach 43 Friedensjahren habe man

die „deckungslose Ebene“, ohne Gefechtsaufklärung und Artillervorbereitung, bei Mallischkehmen, einem Vorwerk Trakehnens, auf die russischen Schanzen zuzugten, bevor sie, im glücklichsten Fall, unter Friedrichs Skalpell gerieten. Überall ein „alt-preussisches Bild, Stäbe zu Pferde, die Offiziere in eiserner Ruhe, ohne mit der Wimper zu zucken“, aber eben auch mit selbstmörderischem Leichtsinn, der manche Kompanie einfach auslöschte.²⁰ Die 35. Infanterie-Division von Mackensens XVII. AK verlor – in der Rückschau völlig unvorstellbar! – binnen weniger Stunden 35 Offiziere und 3.125 Mann.²¹ Am Abend des 20. August 1914 mußten die 35. und 36. ID, die beiden Divisionen von Mackensens Korps, 8.000 tote, verwundete und verwundet in Gefangenschaft geratene Männer sowie 200 derart ausgefallene Offiziere beklagen.²²

Neben dieser neuen Erfahrung des „Maschinenkrieges“, die Friedrichs Frontbericht spiegelt, verdient Beachtung, daß der Chirurg den zaristischen Invasoren gegenüber frei von Haßgefühlen gewesen zu sein scheint. Es gab auch andere Stimmen, etwa seines Kollegen, des Kirchenhistorikers Lezius, der nach Tannenberg bedauerte, daß überhaupt Gefangene gemacht worden seien.²³ Aber ein Vergleich mit der Presseberichterstattung der ersten Kriegswochen, in Königsberger wie Berliner Blättern, belegt doch, daß nicht der von dem Alldrutschen Lezius ersehnte „Vernichtungskrieg“, sondern Friedrichs, traditionellen Vorstellungen des gehegten Duellkriegs verpflichtetes „Feindbild“ die öffentliche Meinung repräsentierte.²⁴

die Schwierigkeiten eines Angriffs auf einen Gegner in gut ausgebauten Stellungen unterschätzt, deshalb sei auch die Artillervorbereitung „gänzlich ungenügend“ gewesen. Überdies sei die Infanterie nicht hinreichend geschult worden, um feindlicher Feuerwirkung standzuhalten. Sehr im Gegensatz zu den Russen, die aus dem Krieg gegen Japan (1905) viel gelernt und sich zu Meistern der Defensive entwickelt hätten, habe die deutsche Heeresführung hieraus keine Lehren gezogen, folglich sei bei Gumbinnen „unsere Kampftat unbeholfen“ gewesen! Aber auch v. Keiser konterkariert diese Kritik umgehend mit der trotzigen Bemerkung, daß zwar der Erfolg am 20. August ausgeblieben sei, daß man aber „altpreussischen Angriffsgeist“ bewiesen und das Regiment gezeigt habe, „daß es zu sterben verstand“ (ebd., S. 15).

²⁰ Grosse (Anm. 2), S. 41, 49.

²¹ Sweetmann (Anm. 2), S. 79.

²² Grosse (Anm. 2), S. 54. Insgesamt betragen die Verluste lt. Reichsarchiv (Anm. 2), S. 101, an Toten, Verwundeten, Vermissten 14.607 Mann.

²³ Im Anschluß an von ihm kolportierte Berichte und Gerüchte über russische Greuelthaten gegen die ostpreussische Zivilbevölkerung schreibt Fr. Lezius an R. Seeberg am 5. 9. 1914: „Wozu wir noch 90.000 dieser Barbaren das Leben geschenkt haben, ist mir nicht recht erfindlich.“ (BAK, N 1052/99, Bl. 42–45).

²⁴ Abstrus daher die Einschätzung von Andreas Kossert, *Ostpreußen. Geschichte und Mythos*, München 2005, S. 198, die Gumbinner Schlacht, in deren Verlauf sich die Deutschen „unter Generalfeldmarschall [sic] August von Mackensen“ [recte Generaloberst v. Prittwitz-Gaffron] zurückziehen mußten, habe eine „Welle von Haßtiraden“ gegen die Russen ausgelöst. – Höchst aufschlußreich in diesem Kontext eine fast beiläufige Beobachtung zu Beginn des Zweiten Weltkrieges: Ihr aus dem Polenfeldzug heimgekehrter Ehemann Friedmund von Arnim (Zernikow bei Gransee) habe über seine mit „14/18“ kontrastierenden Erfahrungen mit dem moralischen Verfall mancher Offizierskameraden berichtet. Ihr kündigte sich hier eine neue Mentalität an, und sie schlußfolgert: „Mit den ‚modernen‘ Methoden der Kriegführung scheint tatsächlich eine Auffassung vom Soldatentum hinfällig geworden zu sein, von der

Geheim!

[Insterburg],²⁷ Mittwoch, 19. 8. 1914²⁸

M[ein] l[iebes] Herz.

Aus diesem Anschreiben, das ich ja nun nicht mehr auszufüllen brauche, siehst Du[,] wie ernst es ev. mit Königsberg steht.²⁹ Die gegen uns jetzt heranrückende Übermacht ist eben doch recht groß. Unsre Truppen (wir haben jetzt hier zusammen 4 Armeecorps)³⁰ sind möglicherweise trotz allen Heldenmutes doch nicht im Stande, die mongolische Fluth für's erste zurück zu dämmen. Na, Gott gebe das Beste!

Friedmund als alter Gardeschütze noch durchdrungen war: die Achtung vor dem Gegner.“ Clara von Arnim, *Der grüne Baum des Lebens. Lebensstationen einer märkischen Gutsfrau in unserem Jahrhundert*, 6. Aufl. Bern usw. 1990, S. 251.

²⁵ Friedrich hatte seine Familie bereits am 1. August 1914 Richtung Berlin abreisen lassen, um sie vor den russischen Invasoren in Sicherheit zu bringen. Vgl. Geh. Staatsarchiv Berlin-Dahlem, I. HA, Rep. 76Va, Sek. 11, Tit. IV, Nr. 11, Bd. VI, unpag.; Bericht des Kurators v. 20. 4. 1915 über die Anträge von Professoren auf Ersatz der Evakuierungskosten.

²⁶ Friedrichs Momentaufnahme stammt aus einem Konvolut seiner Briefen, das im Herbst 2007 über das Zentralverzeichnis Antiquarischer Bücher (ZVAB) vom Antiquariat Günter Quast in Bonn angeboten wurde. Herr Quast war so überaus freundlich, mir die zwei hier publizierten Schreiben Friedrichs vom 19./22. 8. und 21. 9. 1914 als Fotokopie zur Verfügung zu stellen.

²⁷ Die Ortsbestimmung fällt leicht. Denn Friedrich verwendet für den am 19. u. 22. 8. geschriebenen Brief das Briefpapier des „vornehmsten“ Insterburger Hotels, des „Dessauer Hofes“. Nachdem am Montag, den 24. 8. 1914, die Truppen der Njemen-Armee Insterburg besetzt hatten, bezog wenig später deren Befehlshaber General v. Rennenkampf mit seinem Stab dort Quartier. Ein Rennenkampf und seine Offiziere an der Table d'hôte des „Dessauer Hofes“ in (verfrühter) Siegesstimmung ablichtendes Photo zielt viele Bücher über den Krieg in Ostpreußen. Während der Masurenschlacht im Februar 1915 logierte Hindenburg in dem vierstöckigen, eher tristen Gebäude, das abgebildet ist in: *Königsberger Woche* Jg. 10, Nr. 52 v. 26. 9. 1918, S. 626. Schlechter, weil von Bäumen verdeckt, die Aufnahme des Hotels in dem Bericht des Arztes Max Bierfreund, *Meine Erlebnisse als Gouverneur von Insterburg während des Russeneinfalls*, Würzburg 1916, S. 19. – Bierfreund, geb. 1865 im Kreis Rastenburg, promovierte 1891 mit einer gynäkologischen Arbeit an der Albertina und war seit ca. 1895 als Allgemeinmediziner in Insterburg tätig; ein Konterfei des mit seinem „Tirpitz-Bart“ wesentlich älter als 49 Jahre wirkenden, für seine Gouverneurs-Dienste mit dem EK II. Klasse ausgezeichneten Mannes u. a. bei Gause (Anm. 13) S. 48.

²⁸ Friedrichs Handschrift, die eines Arztes, nur für Apotheker zu entziffern, also ohnehin professionell deformiert, verwandelt sich in dieser hektischen Situation zwischen zwei Nachtlagern in einigen Passagen zur Geheimschrift. Deshalb bin ich Frau Prof. Dr. Brigide Schwarz und Herrn Ernst Haiger (Berlin) zu großem Dank verpflichtet, da mir die Akkuratess ihrer mediävistisch geschulten Dechiffrierkunst half, die – mit zwei ärgerlichen Ausnahmen – unlesbarsten Wörter zu entschlüsseln!

²⁹ Gemeint ist das folgende Rundschreiben des Prorektors v. 17. 8. 1914.

³⁰ Friedrich meint hier: I. AK (Königsberg), I. Reservekorps (Königsberg), XVII. AK (Danzig) und XX. AK (Allenstein). Während das I. und XVII. AK mit dem I. Res. K. Rennenkampfs Njemen-Armee im Raum Gumbinnen – Goldap – Lötzen erwarteten, stand nur das XX. AK (v. Scholtz) zwischen Ortelsburg und Dt. Eylau bereit, um die anmarschierende Narew-

Der Prorektor

Streng vertraulich!

Der Herr Universitäts-Kurator hat an Prorektor und Senat die Anfrage gerichtet, wieviel Personen aus Universitätskreisen im Falle einer unserer Stadt drohenden Einschließung dieselbe zu verlassen gedächten. Es sollen gleichmäßig höhere, mittlere und Unterbeamten berücksichtigt werden; in Betracht zu ziehen ist der gesamte Hausstand einschließlich des Gesindes. Die Verfügung gibt zur Beunruhigung keinen Anlaß, sondern gehört zu den in der gegenwärtigen Kriegslage erforderlichen Vorkehrungen. Antworten erbitte ich nach unten stehendem Schema³³ bis Donnerstag, d. 20. d. Mts.

Sonnabend[,] d. 22. 8. So schrieb ich am Mittwoch. Inzwischen haben wir in blutiger Schlacht gerungen: am Donnerstag[,] den 20. 8. Was ich da erlebt habe, kann keine Feder beschreiben. Am Mittwoch Ab[en]d brachen wir auf von Insterburg nach Gumbinnen. Wir kamen Nachts 1 Uhr an. ½ 4 Uhr morgens gings wieder heraus; schon vor 5 hallte der Donner der Kanonen. Per Auto fuhr ich mit aufs Schlachtfeld.³⁴ Gewaltiges Geschützfeuer, oft salvenartig. Der Horizont, wo der Gegner in breiten[,] weit überlegenen Colonnen aufmarschiert war, in blauen Dampf gehüllt. Ringsum brennende Dörfer. Immerwährendes Aufblitzen der Granaten und Schrappnells.

Eines platzte, wie eine Vögelschießrakete hoch in der Luft unmittelbar vor unserem Auto, ohne jemand zu verletzen. Wir kamen immer näher heran. Ein hinkender, in der Beckengegend getroffener Offizier kam heran. Wir nahmen ihn zunächst mal in unserem Wagen auf. Ich gab ihm Wurst und Kantinenbrot, was ich in der Frühe noch aus der Ulanenkaserne in Gumbinnen mitgenommen hatte.³⁵ Ein junger Arzt stürmt aufgeregt u. atemlos heran: unser Hauptverbandsplatz steht unter stärkstem Geschützfeuer, alle Mannschaften weg. Ich sehe unsre vorgehende Infanterie einen schweren

Armee unter Samsonow aufzuhalten, die dann vom 26.–30. August 1914 in der Schlacht von Tannenberg ausgelöscht wurde.

³¹ Als Prorektor – Rektor magnificentissimus war seit 1910 Kronprinz Wilhelm! – für 1914/15 amtierte der Vertreter der Systematischen Theologie Martin Schulze. Der Schlesier Schulze (1865–1943) lehrte von 1904–1934 an der Albertina. Vgl. den Nachruf des Königsberger Kirchenhistorikers Leopold Zscharnack, *In memoriam D. Martin Schulze*, in: *Theologische Literaturzeitung* 68, 1943, Sp. 139.

³² Ebenfalls aus dem Konvolut des Antiquariats Quast (Anm. 26), dem Schreiben vom 19. 8. 1914 als Anhang beigelegt.

³³ Erwachsene, Mann/Frau, Kinder unter/über 10 Jahre, Dienstpersonal m/w. „Es sind nur Zahlen einzutragen. Bitte deutliche Zahlen und Unterschrift!“

³⁴ Auf der Landstraße nördlich von Gumbinnen nach Mallwischken, Richtung Tilsit.

³⁵ In Gumbinnen war seit 1902 das Ulanen-Regiment Graf zu Dohna (Ostpr.) Nr. 8 stationiert; die Ulanen-Kaserne lag in der Bismarckstraße, im Nordosten der Stadt; nach 1918 zogen dort Arbeits- und Finanzamt ein. Rudolf Grenz (Hg.), *Stadt und Kreis Gumbinnen. Eine ostpreußische Dokumentation*, Marburg 1971, S. 376f.

Gang über freies Ackergelände hin vorgehen. Ich gehe nochmals zum Standpunkt [sic] des Generalstabs; außer Geschütz dampf, Dorfbränden, platzenden Geschossen ist sonst nichts zu sehen. Wir gehen zurück zum Halteplatz des Generalkommandos. Verwundetentransporte kommen an, Trupps von 3–400 russischen Gefangenen. (Für Achim, Otto, Lottchen u. Hans³⁶ sammelte ich ein paar russ. Goldcocarden und Achselstücke).

Die Verwundetentransporte nehmen ja [Textverlust].

³⁶ Friedrichs Kinder; „Achim“ ist Carl Joachim Friedrich (1901–1984), seit 1936 Prof. für Staatslehre und Politik an der Harvard Universität, neben Hannah Arendt wohl der bekannteste Inaugurator der „Totalitarismustheorie“. Otto Andreas Friedrich (1902–1975) gehörte seit 1939 dem Vorstand der Gummiwerke Phönix AG in Hamburg-Harburg an, seit 1949 deren Generaldirektor, 1969–1973 Präsident der Bundesvereinigung der Arbeitgeberverbände. Über ihn, allerdings sein Leben bis 1945 kaum streifend und den Familienhintergrund nur notdürftig erhellend, Volker R. Berghahn/Paul J. Friedrich, Otto A. Friedrich, ein politischer Unternehmer. Sein Leben und seine Zeit, 1902–1975. Geleitwort von Helmut Schmidt, Frankfurt/New York 1993. In erster Ehe, von 1924–1930, verheiratet mit der Journalistin Ruth Behrens (1901–1977), bis 1922 Wohlfahrtspflegerin und Buchhändlerin in Breslau, seit 1925 u. a. für das Feuilleton der *Königsberger Allgemeinen Zeitung* tätig, seit 1940 zusammen mit dem Berliner Staatsrechtler Hans Peters (1896–1966), dem Gefängnispfarrer von Tegel Harald Poelchau (1903–1972), dem ersten Nachkriegsdirigenten der Berliner Philharmoniker Leo Borchar (1899–1945), „untergetauchte“ Juden unterstützend. Ihr Berliner Diarium seit der englischen („Berlin Underground“, 1946) und deutschen Erstausgabe (1947) vielfach unter ihrem Autorennamen Ruth Andreas-Friedrich nachgedruckt. Vgl. das Nachwort von Jörg Drews zu: R. Andreas-Friedrich, *Der Schattenmann. Tagebuchaufzeichnungen 1938–1945*, Frankfurt/M. 1986 (= suhrkamp taschenbuch; 1267), S. 291–313, hier bes. S. 292 f. – „Lottchen“ ist die Tochter Charlotte, geb. 1903 in Greifswald, 1922 in Marburg verheiratet mit dem cand. theol. Werner de Boor, 1899 in Breslau geb. als Sohn des Mommsen-Schülers, Byzantinisten und Oberbibliothekars der Breslauer Universitätsbibliothek Karl de Boor (1848–1923), 1928 Lic. theol. in Marburg mit einer Herder-Studie, 1946 Oberkirchenrat in Schwerin, dann Evangelist der Meckl. Landeskirche, gest. 1976; Mitglied der Bekennenden Kirche Pommerns und bis März 1945 Pastor in Stolp. Seine erste Ehe, aus der zwei Söhne hervorgingen, Wolfgang 1922, gefallen 1945, und Joachim (1924 Marburg – 2007 Stade), wurde 1926 geschieden. Unter ihrem Mädchennamen soll die zuletzt in Tübingen als praktische Ärztin tätig gewesene „Lotte“ Friedrich nach 1933 in der NS-Frauenschaft Karriere gemacht haben, die mit einem Bilanzsuizid am 9. Mai 1945 endete (freundliche Auskunft des Sohnes von Werner de Boor, Herrn Helmut de Boor, Jg. 1930, Schwerin, März 2008; s. a. Berghahn/Friedrich a. a. O., S. 25). – „Hans“ ist der jüngste Sohn Hans Eberhard (1907–1980); nach Studium in Königsberg, Marburg und Berlin Journalist bei der *Frankfurter* und der *Deutschen Allgemeinen Zeitung*, 1941–1943 *DAZ*-Korrespondent in Rom, 1965–1967 Leiter der Kulturredaktion von *Die Welt*, zuletzt Vorstandsvorsitzender der Axel-Springer-Stiftung; Verfasser mehrerer Reisebücher, vor 1945 erfolgreich mit geschichtsphilosophisch inspirierten Reflexionen, besonders ‚Tradition und neue Welt. Essays zu Politik und Kultur‘, Berlin 1939. Vom Kriegsandenken sammelnden Vater hier nicht berücksichtigt, der dritte Sohn Wolfgang Günther (1905 Greifswald–1989 Berlin), Theologe, nach Berghahn/Friedrich a. o. O., S. 25, 1933 in die NSDAP eingetreten und „Pfarrer bei der SA“ (sic), seit 1935 Pastor in Pasewalk, dort 1945 von den Sowjets kurzzeitig zum Bürgermeister ernannt, seit 1949 Pastor in Berlin-Steglitz, vgl. den Nachruf in: Steglitzer Heimat, Heft 2, 1989, S. 34.

Fahre daher mit d[em] Auto, in dem wir mehrere verwundete Offiziere[,] auch einen ins [?] geschossenen Stabsarzt mit uns nahmen, zurück nach Gumbinnen, im sicheren Gefühl eines schönen Sieges, denn auf allen Linien avancierend wurde unser Corps gemeldet. Vorm Reservelaz [arett] in Gumbinnen staut sich bereits die Verwundenenmasse u. alle Wege [u.] Rasenplätze voll von Verwundenen. Es ist etwa ½ 2 Uhr Mittags. Von da ab, ohne Mittagessen, bis auf ein Stück Schwarzbrot mit etwas Käseresten im Magen[,] gings nun an die fürchterliche Arbeit. Innerhalb weniger Stunden kamen 3–4.000 Verwundete. Alle wollten versorgt sein. Die Instrumente reichen nicht aus, das Unterbindungsmaterial fehlt. Sterbende und Schwerverwundete alle in mein Operationszimmer. Wir operieren und verbinden 8 Stunden lang, ohne 5 Minuten zu pausieren, u[nd] als wir hoffen (wir waren etwa 15 Ärzte) etwas zu Ende zu kommen, wurden wieder über 1.000 Verwundete gemeldet. Wir drohten allmählich[,] mit unseren Kräften zu versagen. Fast ohne Nahrung seit ¼ 4 Uhr morgens in Aktion!

9 Uhr Abends gehe ich in mein Notquartier, mit dem Gefühl, vieles gethan und doch nur wenig so geleistet zu haben, wie es geschehen müßte. So etwas v[on] Verwundenen-Anstürmen, von Hilferuf, von Blut u. zertrümmerten jungen Menschenleibern. Es läßt sich nicht beschreiben.

Kurz ehe ich wegging, kam der consultierende Chirurg des XVII. Corps, das bei uns im Centrum gefochten hatte, während unser I. Corps unseren linken Flügel bildete. Er berichtet, daß das XVII. geschlagen, in Flucht auf dem Rückzuge sei, zerschossen und zertrümmert!!! Und so war's auch. Schon die Mitteilungen vieler verwundeter Offiziere des XVII., die ich verbunden hatte, ließen mich das Traurige ahnen. Damit war entschieden, daß der weitere Massenansturm der der Zahl nach überlegenen feindlichen Armee kaum mehr aufgehalten werden konnte.

Am nächsten morgen 6 Uhr gingen wir aufs Pferd. Gumbinnen wurde geräumt.³⁷ Nach fünfständigem Ritt erreichten wir Insterburg. Am Wege unzählige hilflose Menschen. Tausende von Flüchtlingen, marode Soldaten. Unser Corps hatte sich wieder glänzend geschlagen: 7.000 Gefangene gemacht, 8 Maschinengewehre, 7 Geschütze erbeutet.³⁸ Der gegenüberstehende russische Flügel war z[um] Th[eil] fluchtartig zurückgegangen, hatte das Schlachtfeld dicht mit Leichen bedeckt verlassen. Die

³⁷ Darüber eindrucklich die Schilderungen des Gymnasialprofessors Rudolf Müller, *Drei Wochen russischer Gouverneur. Erinnerungen an die Besetzung Gumbinnens durch die Russen August – September 1914*, 2. Aufl. Gumbinnen o. J. [1915]: Die öffentliche Verwaltung habe sich am Freitag, den 21. August, faktisch aufgelöst. Während einer mittäglichen Sonnenfinsternis sei die Stadt schon fast menschenleer gewesen, doch erst am Abend des folgenden Tages zogen die Russen ein. – Zu Müller (1850–1916), einem 1874 in Breslau promovierten Botaniker, der von 1875–1879, dann wieder seit 1883 als Oberlehrer, 1893 als Professor in Gumbinnen unterrichtete, vgl. Herbert Kirrinnis, *Die Geschichte der Friedrichsschule zu Gumbinnen. Ein Beitrag zur Kultur- und Bildungsgeschichte Ostpreußens*, Würzburg 1963 (= Ostdeutsche Beiträge; Bd. XXVI), S. 130–132.

³⁸ Elze (Anm. 6), S. 106, nennt 6.000 Gefangene und 10 erbeutete Geschütze.

russ[ischen] Regimenten 109, 110, 112, 111 waren nicht mehr.³⁹ Ähnlich glänzend war der Erfolg auf dem rechten Flügel, wo unser ostpreuß. Reservecorps den russ[ischen] Flügel geworfen [hat].⁴⁰ Wir hätten einen kraftvollen Sieg errungen, wenn d[as] XVII. [Armeekorps] nicht so schlecht, u[nd] so unvorsichtig gegen d[en] Feind geführt worden wäre. Sein Kommandierender General ist von Mackensen, ein bes[onderer] Liebling des Kaisers, [P?] u[nd] Theatergeneral.⁴¹ Derselbe, den seinerzeit im Kaisermanöver Kluck so zugedeckt hatte.⁴² Offiziere des XVII. Corps haben uns gestern eine Schilderung gegeben. Sie sagten kurz: wir waren den ganzen Tag führerlos. Es wurde Manöverspiel⁴³[,] aber nicht Krieg geführt, die Artillerie „auf dem Präsentierbrett“ dem Feinde dargeboten. Unsäglich, dieser Zusammenbruch unsres Centrums zwingt uns zum gesamten Rückzug.⁴⁴ Die Russen haben sich auch weit zurückgezogen, nach den unermeßlichen Verlusten dieses Tages. Wer war der Sieger? Zwei Drittel wir, 1/3 die Russen. Gestern bei dem Rückzug war von früh bis Nachmittag 6 Uhr ein Stück Schwarzbrot, was ich von einem Sergeanten erhielt, meine einzige Nahrung.⁴⁵ Wie mundete herrlich dieses Stück Schwarzbrot? Nunmehr geht das I. Corps über die Weichsel zurück. Ostpreußen muß zunächst dem Feinde überlassen werden.⁴⁶ Königs-

³⁹ Zum Erfolg des von François bis über die Grenze der Insubordination hinaus gegen anderslautende Befehle des Armeekorpsführers geführten I. Armeekorps vgl. das Werk des Reichsarchivs (Anm. 2), S. 79ff.; hier werden die von Friedrich genannten Einheiten identifiziert als die „Ural-Regimenter“ der 28. russ. Infanterie-Division, die von der bis Pillkallen vorgestoßenen deutschen 1. Kav. Division (General lt. v. Brecht) im Rücken gefaßt und dezimiert wurden. Vgl. auch Sweetman (Anm. 2), S. 76–84; Demnach verlor die 28. russ. ID am 19./20. 8. 1914 fast Zweidrittel ihrer Kampftruppe, 104 Offiziere und 6.945 Mann. Die Gefallenen des 112. Ural-Regiments wurden in einem Massengrab nahe Brakupönen, an der Landstraße von Gumbinnen nach Pillkallen, bestattet.

⁴⁰ Das von General v. Below geführte I. Reservecorps traf zwischen Darkehmen und Goldap auf die russ. 30. ID und schlug deren Angriff bei Gawäiten ab, vgl. Elze (Anm. 6), S. 106.

⁴¹ Dazu Schwarzmüller (Anm. 1), S. 74: Dem Chef des westpreußischen XVII. Armeekorps habe seit Übernahme seines ersten Danziger Kommandos (1901) der Ruf angehaftet, eine „Kreatur des Kaisers“ und ein „Hofgeneral“ gewesen zu sein, wofür Schwarzmüller jedoch keine zeitgenössischen Quellen, sondern einen Artikel aus der „Weltbühne“ von 1920 zitiert.

⁴² Alexander von Kluck (1846 Münster – 1934 Berlin), von 1907 bis 1913 Kommand. General des I. AK in Königsberg. Im August 1914 Oberbefehlshaber der 1. Armee, die den äußersten rechten, den „Schlieffen“-Flügel beim Einmarsch in Belgien und Frankreich bildete. Worauf sich die Bemerkung „Kluck so zugedeckt“ bezieht, ist nicht zu ermitteln. In seinen recht sprunghaften Erinnerungen widmet sich v. Kluck ausführlich nur dem monströsen Kaisermanöver Anfang September 1910 im Raum Danziger Niederung/Dt. Eylau – ein Jahr, bevor Friedrich von Marburg nach Königsberg umzog –, bemerkt aber lediglich, ohne kritischen Unterton, daß Mackensen dabei „vor eine sehr schwierige Aufgabe“ gestellt worden sei: Wanderjahre – Kriege – Gestalten, Berlin 1929, S. 124–130.

⁴³ Lesart für die zweite Worthälfte unsicher.

⁴⁴ Vgl. zu Mackensens „Schuld“ am Ausgang der Gumbinner Schlacht die in Anm. 2–4 genannte Literatur.

⁴⁵ Gemeint ist der Rückzug aus Gumbinnen am 21. August 1914.

⁴⁶ Eine anders lautende Königsberger Lageeinschätzung vom selben Tag, in der Tatsachen und Gerüchte eine kuriose Mischung bilden, übermittelte Lezius Reinhold Seeburg: „Sonnabend

berg geht der Belagerung entgegen. Nun lebt wohl, Ihr Lieben u. Guten, m. l. Weib, meine l. Kinder. Haltet Euch aufrecht! Gott schütze Euch. Ich werde in kommender Nacht nach Graudenz oder Danzig gehen.⁴⁷ In treuer inniger Liebe Euer Vati

Leider habe ich seit gestern (Freitag) vor 8 Tagen keinen Brief von Euch, das Telegramm aber erhalten. Soeben ergeht der Befehl, daß alle weiblichen Angehörigen von Militärpersonen in Königsberg dieses sofort zu verlassen haben.

Paul Friedrich an Charlotte Friedrich

Königsberg, 21. September 1914⁴⁸

*Privatbesitz*⁴⁹

L[iebes] Herz

Soeben erhalte ich Deinen Brief. In größter Eile möchte ich ihn noch beantworten. Übersiedlung nach hier besser noch nicht ins Auge fassen. Russische Vorstöße immer

abend. Rußland hat fast seine ganze Streitmacht (33 Corps) [ca.] 1 Million [Mann] hierher geworfen. Dagegen standen 5 deutsche und 1 österr. Corps [sic!] und Landwehr. 4 Tage ist gekämpft worden. Wir haben viel verloren, die Russen entsetzlich viel, wie unsere Flieger feststellen. Heute boten die Russen an Waffenstillstand für 3 Tage [sic!]. Glatt abgelehnt. 5 Corps (ca. 200.000) sind heute den unsrigen zu Hilfe gekommen [!], morgen und übermorgen fällt die Entscheidung [vom Rückzug bei Gumbinnen scheint Lezius also noch zwei Tage danach nichts zu wissen!]. Der Zeppelin stellte fest, daß die Russen keine Hilfe bekommen werden. Von Gumbinnen bis Goldap liegen Berge stinkender Russenleichen. Einige der unsrigen sind gesund[,] aber total kaputt hierher geschafft worden, damit sie sich ausschlafen.“ (BAK, N 1052/99, Bl. 30). – Tatsächlich erwog, wie Friedrich hier kolportiert, v. Pritwitz den Rückzug seiner 8. Armee hinter die Weichsel und somit die Preisgabe Ostpreußens. Dieser „Zusammenbruch des deutschen Oberbefehlshabers“ (Elze, Anm. 6, S. 109) führte noch am 21. August dazu, daß er und sein Generalstabchef v. Waldersee abgelöst und durch Hindenburg und Ludendorff ersetzt wurden.

⁴⁷ Am Abend des 20. 8. habe es in Insterburg bereits eine „panikartige Flucht der Bevölkerung“ gegeben, einhergehend mit der Verlegung der Lazarette. Auf dem Bahnhof hätten sich die „wüstesten Szenen“ abgespielt, wie Max Bierfreund (Anm. 27), S. 4, berichtet. Als Paul Friedrich tags darauf Insterburg erreichte, funktionierte der Behördenbetrieb noch, nur Stunden später, als er im „Dessauer Hof“ seiner Frau schreibt, haben, wie Bierfreund verbittert notiert (ebd., S. 6), Post, Polizei und Stadtverwaltung, an deren Spitze der kurz zuvor noch die Pflicht zum Ausharren predigende Bürgermeister Dr. Kirchhoff, eiligst das Weite gesucht. Über dieses nicht seltene „Versagen“ der Beamtenschaft siehe Gause 1931 (Anm. 13), S. 50ff. Zum Verhalten der Behörden „anlässlich der Russeneinfälle“ vgl. a. Dieter Stüttgen, Die Preußische Verwaltung des Regierungsbezirks Gumbinnen 1871–1920, Köln/Berlin 1980, S. 352–357. – Friedrich wußte am 22. 8. also noch nicht oder, was sehr viel wahrscheinlicher ist, wollte seiner Frau selbst in diesem von ihm als „geheim“ deklarierten Brief nicht mitteilen, daß sein I. AK am 22./24. 8. im Eiltransport in den Raum Hohenstein – Neidenburg „abbeordert“ wurde, wo die Regimenter des hyperaktiven, stets „vorne“ führenden v. François’ dann unter Hindenburgs Befehl entscheidenden Anteil an der Einkreisung von Samsonows Narew-Armee und dem bei Tannenberg errungenen „Vernichtungssieg“ hatten.

⁴⁸ Briefpapier des „ersten Hauses am Platze“, des Hotels „Berliner Hof“, Steindamm 70–71.

⁴⁹ Aus dem Konvolut Antiquariat Quast, Bonn (s. Anm. 26).

wieder zu erwarten.⁵⁰ Tautenburg im Sommer ganz herrlich,⁵¹ bei Regen Angina-Nest. Als Geld verbrache Scheine. Kriegsanleihe nicht zeichnen, da sich die Dinge noch nicht ganz übersehen lassen.⁵² Lieber nehme ich den Zinsverlust vorerst in Kauf. Kauf ja, m[ein] Liebling, für Dich u[nd] die Kinder, was Ihr irgend braucht. Wegen der Zuweisung der 700 M, die mir bereits abgezogen sind, werde ich Erkundigung anstellen. Leb wohl, sei innigst geküßt, umarmt u. geliebkost von Deinem alten Bär.

⁵⁰ Ähnlich zurückhaltend Otto Krauske, vier Tage später, gegenüber Albert Brackmann am 25. 9. 1914: „Ihre Frage, ob es ratsam sei, gleich Ihre liebe Familie mitzubringen, kann ich Ihnen leider nicht beantworten. Es sieht ja so aus, als ob dank Hindenburg und Ludendorff [f] Ostpreußen dauernd befreit ist. Aber wer kennt die Pläne der Russen! Ich kann Ihnen nur sagen, daß die Familien von [Julius von] Gierke [Zivil- und Handelsrechtler, von 1908–1919 an der Albertina] und [Walter] Kaufmann, des Physikers [von 1908–1935], bereits heimgekehrt sind, daß Paul Knoke [Bürgerliches und Römisches Recht, 1904–1915] mir gesagt hat, er würde seine Frau Anfang Oktober herrufen.“ (GStA, VI. HA, NI Brackmann, Korrespondenz, Nr. 18, Bl. 74–75). Wie verfrüht selbst diese vorsichtige Entwarnung war, bewies das neuerliche russische Vordringen in die östlichen Landkreise im Oktober/November 1914. Erst nach der „Winterschlacht in Masuren“ im Februar 1915 und der Abwehr eines russischen Vorstoßes auf Memel im März 1915 war Ostpreußen wirklich „dauernd befreit“ und der Wiederaufbau der arg verwüsteten Provinz konnte in Angriff genommen werden.

⁵¹ Tautenburg, Sommerfrische mit Burgruine nahe Dornburg an der Saale, nordöstlich von Jena gelegen.

⁵² Lezius war weniger mißtrauisch: „Als guter Patriot habe ich 6.000 Mark Kriegsanleihe gezeichnet. Das Papier ist ja vorzüglich.“ An R. Seeberg v. 16. 9. 1914 (BAK N 1059/99, Bl. 69–74).

Brigitte Poschmann

Waltersmühl Kr. Heilsberg 18. März 1932, † Minden 12. Februar 2008

Nach langer schwerer Krankheit ist unsere langjährige Vorstandskollegin Brigitte Poschmann kurz vor ihrem 76. Geburtstag im Februar 2008 in einem Alten- und Pflegeheim in Minden gestorben. Sie entstammte einer seit dem Mittelalter überlieferten ostpreußischen Familie, die seit 1501 in Waltersmühl am ermländischen Grenzfluß Passarge ansässig war. Nach der Volksschule in ihrem Heimatort ging sie zunächst auf die Mädchenoberschule Allenstein. Nach Flucht und Vertreibung landete sie mit ihrer Familie schließlich in Vechta, wo sie seit 1946 die private Oberschule der Schwestern Unserer Lieben Frau besuchte und 1952 das Abitur bestand. Sie studierte an den Universitäten Münster und Marburg Geschichte, Germanistik und Philosophie. 1957 bestand sie das erste Staatsexamen für das Lehramt an höheren Schulen. 1958, als wissenschaftliche Hilfskraft bei Herbert Grundmann in Münster, begann sie mit ihrer Dissertation zum Thema „Bistümer und Deutscher Orden in Preußen 1243–1525“. Mit dieser „Untersuchung zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Ordenslandes“ ist ihr eine grundlegende Forschungsleistung gelungen, mit der sie 1960 in Münster die Doktorprüfung bestanden hat und die noch heute in der Fachliteratur gern und zustimmend herangezogen wird.

Brigitte Poschmann fand die unveröffentlichten Quellen für ihre Dissertation im Historischen Staatsarchiv Königsberg im damaligen Staatlichen Archivlager in Göttingen. Durch die dort tätigen Archivare Kurt Forstreuter und Hans Koeppen kam sie auch mit der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung und deren Forschungsanliegen in Berührung. Die begabte und auch sehr kritikfreundige Doktorandin wurde in den Jahren 1959–1960 auf Honorarbasis Mitarbeiterin unserer Kommission und auch der Historischen Kommission für Pommern. Für die Pommern bearbeitete sie für deren „Pommersches Urkundenbuch“ den Band 9, der die Indizes für die vorangegangenen Bände enthält. Für das Preußenland wurde sie gleich bei mehreren Projekten eingesetzt. Unter der Anleitung von Kurt Forstreuter machte sie redaktionelle Arbeiten für die „Altpreußische Biographie“, die sich damals noch um die letzten Lieferungen des zweiten Bandes bemühte. Hans Koeppen übertrug ihr einen Teil des Korrekturlesens des Bandes 4 des Preußischen Urkundenbuchs. Selbständig hat sie die Indizes zu diesem Band bearbeitet, die 1964 als eigene Lieferung im Druck erschienen sind. Sie hat ferner begonnen, für die folgende Zeit des Hochmeisters Winrich von Kniprode (1352–1382) die Handfesten zu sammeln und abzuschreiben. Schließlich wurde ihr das Samländische Urkundenbuch übertragen, von dem vor dem Ersten Weltkrieg nur drei Lieferungen erschienen waren; dieses sollte nach Vorarbeiten von Hans Schmauch bis in die Jahre des Konstanzer Konzils fortgeführt und durch Indizes abgeschlossen werden.

Durch Vermittlung der Göttinger Archivare fand sie den Weg zu ihrer erfolgreichen Archivarslaufbahn. Noch im Jahre 1960 wurde sie vom Land Niedersachsen an die Archivschule Marburg geschickt. Nach Abschluß ihrer Ausbildung in Osnabrück kam sie als Archivassessorin 1962 nach Aurich, wurde am Staatsarchiv Wolfenbüttel 1965 Archivrätin und übernahm schließlich nach drei weiteren Jahren die Leitung des Staatsarchivs Bückeburg, wo sie 1995 in den Ruhestand getreten ist. Der Übergang in ein geregelteres Berufsleben hatte zur Folge, daß sie die längerfristigen Arbeiten für die Kommission aufgegeben hat. Die Nachfolge beim Preußischen und Pommerschen Urkundenbuch hat bekanntlich 1961 Klaus Conrad angetreten. Ihre grundlegenden historischen Interessen hatten dazu geführt, daß sie schon als Studentin dem wiedergegründeten Historischen Verein für Ermland beigetreten ist. In dessen Zeitschrift ist 1962 ihre Dissertation gedruckt worden. In dieses Jahr fiel auch ihre Zuwahl zum ordentlichen Mitglied der Historischen Kommission. Es entsprach ihrer Einsatzfreude, daß sie 1971 zur Vorsitzenden des Historischen Vereins gewählt wurde und daß sie als Vertreterin des Vereins bei den gleichzeitigen Vorstandswahlen der Historischen Kommission in diese als Beisitzerin berufen wurde.

Die 70er Jahre waren die Zeit, in der die Verbindungen zu den polnischen Kollegen im Preußenland über erste Anfänge hinaus nachhaltig intensiviert werden konnten. Brigitte Poschmann hat sich im Rahmen der Bemühungen beider Gremien aktiv daran beteiligt. In diesem Zusammenhang ist ihr sechs Monate langer Aufenthalt in Polen infolge eines Unesco-Stipendiums 1972 zu nennen, mit dem sie zum ersten Mal ihre ermländische Heimat wieder aufsuchen konnte, nachdem die polnische Archivverwaltung eine Archivreise im Auftrage der Historischen Kommission 1965 noch verhindert

hatte. Sie gehörte zu den Kräften, die die deutsch-polnische Zusammenarbeit vor allem in der Kollegenschaft gefördert hat, auch wenn dies nur in einigen programmatischen und veröffentlichten Reden seinen Ausdruck gefunden hat. Sie war dabei keineswegs unkritisch, so hat sie etwa dem angesehenen polnischen Historiker Karol Górski in einer Rezension vorgehalten, daß die Polonisierung der Namen deutscher Persönlichkeiten in der Nähe von Geschichtsfälschung zu sehen sei. Ihre Kräfte haben nicht ausgereicht, die im Auftrage der Historischen Kommission früher übernommenen Aufgaben weiter zu verfolgen. Aus gesundheitlichen Gründen hat sie 1989 den Vorsitz des Historischen Vereins aufgegeben, erst 1998 hat sie ihrem Nachfolger auch ihren Platz im Vorstand der Historischen Kommission überlassen. Nicht erst ihr Tod, sondern die schon vorher schwindenden Kräfte haben ein großes Bedauern der Kommissionskollegen hervorgerufen, mit denen sie teilweise seit Jahrzehnten freundschaftlich verbunden gewesen war.

Bernhart Jähnig

Buchbesprechungen

Europäische Begegnungen. Beiträge zur Literaturwissenschaft, Sprache und Philosophie. Festschrift für Joseph Kohnen. Hrsg. v. Susanne Craemer, Enrica Yvonne Dilk, Heinz Sieburg, Ferdinand Stoll. Luxemburg, o. J. [2006], 677 S.

Unser Kommissionsmitglied, der Luxemburger Germanist Joseph Kohnen, ist anlässlich seines 65. Geburtstages mit einer umfangreichen und gewichtigen Festschrift geehrt worden. Der Buchtitel spiegelt die Internationalität der 52 Autoren von 50 Beiträgen wider. Das umfangreiche Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen des Jubilars (S. 663–677) macht seinen Forschungsschwerpunkt in der Königsberger Literatur- und Geistesgeschichte vornehmlich des 18. Jahrhunderts deutlich. Bemerkenswert ist, daß dem die Themenwahl der Beiträger nur in geringem Maße entspricht, da selbst die russischen Verfasser aus dem heutigen Kaliningrad sich zu anderen Fragen äußern. Unter den elf Aufsätzen zur vergleichenden Literaturwissenschaft (Perspektiven und Begegnungen), den drei Beiträgen zur allgemeinen Literaturwissenschaft und den acht literaturwissenschaftlichen Einzeluntersuchungen findet sich kein einschlägiger Aufsatz. Unter den zehn biographischen Studien sind die Skizze über Karl Rosenkranz von Steffen Dietzsch, eine Darstellung der Lebensumstände von Johann Georg Hamann nach seinem Sohn von Anke Lindemann-Stark und Werner Stark sowie die Abhandlung „Der ‚Oberländer‘ Johann Christoph Wedeke (1755–1815) und die Volksbildung“ von Erich Mertens hervorzuheben. Während sich unter „Linguistik und Sprachgeschichte“ wiederum nichts Ostpreußisches findet, ist das unter der „Philosophie“ verständlicherweise ein Schwerpunkt. Günter Arnold untersucht Einflüsse Lavaters und Hamanns in Herders geschichtsphilosophischem Hauptwerk, Oswald Bayer gibt eine Einführung in Hamanns „Metakritik über den Purismus der Vernunft“, Hans Graubner gibt einen Vorbericht über seine Untersuchung der Herderkritik des deutschbaltischen Publizisten Garlieb Merkel. Paolo Grillenzoni beschäftigt sich mit Kants Dissertation „Delineatio de igne“ (1755), Renate Knoll charakterisiert die gegensätzlichen philosophischen Grundpositionen von Kant und Hamann, während Robert Theiß untersucht, inwieweit die Kantsche Philosophie einer philosophischen Theologie Raum läßt. Entsprechend den wissenschaftlichen und damit auch kulturpolitischen Bemühungen des Jubilars wird die Aufsatzfolge durch Überlegungen von Jacques Santer beschlossen, wie die europäische Integration durch kulturelle Zusammenarbeit erfolgen kann und soll.

Bernhart Jähnig

Deutschland, Russland und das Baltikum. Beiträge zu einer Geschichte wechselhafter Beziehungen. Festschrift zum 85. Geburtstag von Peter Krupnikow. Hrsg. v. Florian Anton u. Leonid Luks (Schriften des Zentralinstituts für Mittel- und Osteuropastudien, Bd. 7). Köln, Weimar, Wien, Böhlau, 2005, 408 S., 13 s/w-Abb., Br., 44,- €, ISBN 3-412-12605-5.

„Deutschland, Rußland und das Baltikum“, so lautet der Titel einer ungewöhnlichen Festschrift. Sie erschien aus Anlaß des 85. Geburtstages eines ungewöhnlichen Jubilars: des Historikers Peter Krupnikow. Als Herausgeber der Festschrift zeichnen Leonid Luks und Florian Anton, ein Enkel des Jubilars, verantwortlich. Warum die Verwendung des Epithetons „ungewöhnlich“ bei der Veranschaulichung der Festschrift und des Jubilars?

Neben einer Einleitung und einem biographischen Vorwort bietet die Festschrift 18 höchst heterogene Beiträge. Gleichwohl verfügen sie über Gemeinsamkeiten, da übergreifend supranationale Beziehungen und interkulturelle Vergleiche gleichsam einigend die Texte verbinden. Zudem beschäftigen sich die Beiträge mit den Beziehungen Deutschlands, Rußlands und des Baltikums und nehmen somit Bezug auf den Untertitel der Festschrift „Beiträge zu einer Geschichte wechselvoller Beziehungen“. Die Auswahl der Autoren mit ihren unterschiedlichsten Wirkungsbereichen ist allein schon ungewöhnlich zu nennen. Es sind Wissenschaftler, Diplomaten und weitere Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens aus verschiedenen Nationen, die in einem breiten Kanon Wissensschwerpunkte aus der mittelalterlichen Geschichte, Kunstgeschichte und aus der jüngeren Zeitgeschichte – in besonderer Weise die untergegangene Sowjetunion berührend – darlegen. Diese Beiträge ergänzen sinnvoll etwa die von Boris Meissner 1991 in 2. Auflage vorgelegte Studie „Die baltischen Nationen. Estland – Lettland – Litauen“ um weitere Erkenntnisse. Hinzu gesellt sich noch eine Schar von 22 Persönlichkeiten, die wiederum in ihren teilweise sehr persönlich gehaltenen Grußadressen einen ungewöhnlichen Jubilar ehren. Übereinstimmend heben sie besonders die Rhetorik Peter Krupnikows, seine Freundlichkeit und sein Engagement hervor, das er ihnen als Gästen gegenüber bewies, wenn er sie durch Riga begleitete und ihnen die Schönheit dieser außerordentlichen Stadt nahebrachte.

Der – ungewöhnliche – Jubilar, 1920 in Florenz als Sohn jüdischer Emigranten aus St. Petersburg geboren, zog bald mit den Eltern nach Aufhalten in Paris und Berlin in die lettische Hauptstadt Riga. Dort besuchte er eine deutsche städtische Grundschule, die ihn prägte. Erst nach dem Kriege nahm er das Studium der Geschichte an der Rigaer Universität auf. Da seine Interpretation der Geschichte nicht mit der herrschenden kommunistischen Lehre übereinstimmte, hatte er es nicht leicht, sich wissenschaftlich durchzusetzen. Gleichwohl erhielt er 1964 an der Universität Lettlands eine Dozentur, die später in eine Professur mündete. Der Durchbruch geschah eigentlich erst nach der Wende; Peter Krupnikow hatte schon lange das 70. Lebensjahr überschritten. Er empfing nun Einladungen von westlichen Hochschulen, dazu gehörten auch zahlreiche deutsche Universitäten. Das eigentlich Ungewöhnliche an Peter Krupnikow ist – das weist nicht zuletzt das der Festschrift beigefügte relativ knappe Publikationsverzeichnis aus –, daß er ein Wissenschaftler war und immer noch ist, der ganz wesentlich das Wort, die Lehre also, bevorzugte, weniger die Wissenschaft. So verwundert es nicht, daß sich kaum Schüler um ihn geschart haben, denen er ein Doktorvater hätte sein können.

Eine lesenswerte Festschrift, die besonders in ihren dem 20. und 21. Jahrhundert gewidmeten politischen Analysen sowjetischer, baltischer und deutscher Beziehungsgeflechte dem Leser eine Fülle interessanter Einzelheiten aufzeigt.

Jürgen Martens

Navicula litterarum Balticarum. Philologische Baltikum-Studien für Jochen D. Range zum 65. Geburtstag. Hrsg. v. Stephan Kessler u. Christiane Schiller. Wiesbaden, Harrassowitz 2006. 249 S.

Der bisherige Inhaber des einzigen baltistischen Lehrstuhls in Deutschland, unser Vorstandskollege Jochen Dieter Range, ist anlässlich seines 65. Geburtstages und dem darauf folgenden Ende seiner akademischen Lehrtätigkeit von Schülern und Freunden mit einer Festschrift bedacht worden, die die Bemühungen des Jubilars um politische Anerkennung und wissenschaftliche

Förderung seines Faches deutlich machen. Der erste Teil der Festschrift besteht aus einer Reihe von Grußworten, die von der Staatspräsidentin der Republik Lettland bis zum Vorsitzenden der Historischen Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung reichen.

Ein zweiter Teil enthält sechs Beiträge zur Bretke-Forschung und ist damit unmittelbar für die Landesgeschichte des Preußenlandes bedeutsam, auch wenn es mehrheitlich um philologische Fragestellungen geht. Eglė Bukantytė äußert sich zum Ausdruck des Befehls in der Übersetzung der Evangelien von Johannes Bretke. Paola Coticelli Kurras behandelt Aspekte der morphologischen Interferenz in Bretkes Evangelienübersetzung. Es geht ihr darum, inwieweit es in den Wortformen zu Lehnprägungen und bei der Syntax zu Übernahmen gekommen ist, die im Litauischen nicht eigentümlich sind. Jolanta Gelumbeckaitė untersucht die Quellenfrage in Bretkes litauischer Postille und findet sie über die Preußische Kirchenordnung von 1568 hinaus in Bugenhagens Passions- und Auferstehungsharmonie. Gina Kavaliūnaitė geht nochmals auf die Stellung des Adessivs im Altlitauischen ein. Jurgis Pakerys untersucht die Wortform *nebyliš* [stumm] bei Bretke. Friedrich Scholz schließlich nutzt den Umstand, daß Bretke bei Psalm 1 eine zweite verbesserte Fassung angefertigt hat, zu einer vergleichenden Untersuchung.

Je fünf weitere Aufsätze sind der baltistischen Sprach- und Literaturwissenschaft gewidmet. Dabei ist bemerkenswert, daß der Jubilar selbst bereits Gegenstand einer Betrachtung geworden ist, indem Anja Kliewe über „Jochen D. Range als Übersetzer, oder: Übersetzen ist Kunst!“ schreibt. Unter den drei textologischen Beiträgen soll Gertruds Benses Miszelle über Mielcke, Kant und Königsberg genannt werden, weil hier eine weniger bekannte Beziehung behandelt wird. Abschließend findet sich unter „Varia“ von Joachim Tauber ein Thema der politischen Geschichte, indem er sich mit der litauischen Nationalbewegung an der Memel während des Ersten Weltkriegs beschäftigt. Das Verzeichnis der wissenschaftlichen Veröffentlichungen des Jubilars findet sich gleich nach dem Vorwort der Herausgeber auf S. 11–13 dieses ansprechend gestalteten Bandes.

Bernhart Jähnig

Feliciano Novoa Portela, Carlos de Ayala Martínez (Hrsg.): Ritterorden im Mittelalter. [Darmstadt], Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2006. 237 S.

Zu den historischen ‚Bilderbüchern‘, die die Wissenschaftliche Buchgesellschaft neuerdings vermehrt ihren Mitgliedern anbietet, gehört ein hervorragend ausgestattetes Sammelwerk über die geistlichen Ritterorden des Mittelalters, das auf einer spanischen Originalausgabe von 2005 beruht und als Lizenzausgabe vom Konrad Theiß Verlag Stuttgart übernommen wurde. Von den sieben eigentlichen Beiträgen sind zwei übergreifenden Fragestellungen, fünf einzelnen oder mehreren Orden gewidmet. Dabei werden die Templer in dem Beitrag des Johanniterforschers Anthony Luttrell nur mitbehandelt. Für den Deutschen Orden hat man sich um keinen Sachkenner bemüht. Der kurze Aufsatz von Philippe Josserand ist daher von mancherlei Schiefheiten durchsetzt. Dem in den dürftigen Literaturangaben zweimal genannten, in Paris promovierten Kristjan Toomaspoeg wäre es sicher leichter gefallen, eine ausgewogene Kurzdarstellung zu schreiben. Erfreuen kann sich der Betrachter an den schönen Fotos meist mittelalterlicher Kunstwerke und Handschriften sowie neuer Architekturaufnahmen, wobei das große Buchformat gut ausgenutzt wird. Problematisch sind die beiden für den Deutschen Orden gebotenen Karten (S. 169, 170), weil sie den Verfassungsverhältnissen Preußens und Livlands nicht gerecht werden.

Bernhart Jähnig

Maksymilian Grzegorz: Słownik historyczno-geograficzny ziemi chojnickiej w granicach komturstwa człuchowskiego [Historisch-geographisches Wörterbuch des Konitzer Landes in den Grenzen der Komturei Schlochau] (Chojnickie Towarzystwo Przyjaciół Nauk, Biblioteka Chojnicka, 5). Chojnice 2005, 125 S., 1 Kte.

Das Ziel der hier angezeigten Publikation ist die Zugänglichmachung aller wichtigen Quelleninformationen über die dörflichen und städtischen Siedlungen, die Seen und Flüsse im Bereich

des in den Grenzen der Ordenskomturei Schlochau gelegenen Konitzer Landes bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Das Buch wurde erstellt im Rahmen des breitangelegten „Historisch-geographischen Wörterbuchs des polnischen Landes im Mittelalter“ und bildet einen integralen Teil des Bandes „Historisch-geographisches Wörterbuch von Pommerellen im Mittelalter“. Initiator des gesamten Unternehmens war Professor Karol Buczek, der 1957 daran dachte, auf der Grundlage informativer Quellen Forschungen über das historische Ansiedlungsnetz mit allen seinen Verzweigungen im administrativen, rechtlichen und politischen Bereich zu ermöglichen. Die Verwirklichung des Projekts über Pommerellen ist dem polnischen Historiker Maksymilian Grzegorz zu danken, dessen jahrzehntelange Sammlung von Informationen und Material große Erfolge gezeitigt hat, indem sie bessere Voraussetzungen für eine an den Quellen orientierte Siedlungsforschung schafft und alle damit verbundenen Aussagen verlässlicher macht. Das gilt auch für das hier präsentierte Wörterbuch des Konitzer Landes, dessen Literatur- und Quellenverzeichnis mit den zugehörigen Abkürzungen die große Breite der vom Autor ausgewerteten Unterlagen erkennen läßt. Nicht verwunderlich ist, daß unter den herangezogenen ungedruckten Quellen die Bestände des Geheimen Staatsarchivs Preussischer Kulturbesitz wie das Ordensbriefarchiv und die Ordensfolianten – die für die Siedlungsverhältnisse des 16. Jahrhunderts aussagekräftigen Ostpreussischen Folianten blieben leider unberücksichtigt – einen führenden Rang einnehmen. Hilfreich für den Leser ist ein knapper Abriss der Geschichte des Konitzer Landes, das 1308/09 mit dem übrigen Pommerellen unter die Herrschaft des Deutschen Ordens gelangte, wobei es zunächst dem Komtur von Schwetz und seit 1323 dem Komtur von Schlochau unterstand. In der Ordenszeit erlangte Konitz große Bedeutung als Grenzmittelpunkt an der nach Preußen durch die Neumark führenden Handelsstraße. Eine Zäsur bildete der Übergang Pommerellens an Polen infolge des Dreizehnjährigen Krieges, der die Ordenskomturei Schlochau in ein polnisches Verwaltungsgebiet umwandelte, was sich auch auf das Konitzer Land auswirkte.

Das Historisch-geographische Wörterbuch des Konitzer Landes umfaßt 144 Namen von Siedlungen im Gebiet der Komturei Schlochau, die zur Zeit des Deutschen Ordens in Pommerellen (1309–1466) nachweisbar sind. Diese verhältnismäßig hohe Zahl wie auch der Umstand, daß sich darunter fünf Städte (Baldenburg, Konitz, Hammerstein, Schlochau, Friedland) und eine Prokurator (Landeck) befinden, weisen auf eine rege koloniasatorische Tätigkeit der Ordensherren hin. Die Zugänglichmachung der zahlreichen, oft sehr detaillierten Informationen zu den einzelnen Begriffen wird durch ein festes Gliederungssystem in acht Abschnitte erleichtert, die allerdings bei kleineren Orten nicht immer alle ausgefüllt werden. Obwohl für die Anordnung der Ortsnamen die polnische Version maßgebend ist, kann der deutsche Benutzer den jeweils angeführten Ersterwähnungen und anderen Varianten leicht den entsprechenden deutschen Namen entnehmen. Aufschlußreich ist hier, daß manche ursprünglich deutsche Ortsnamen nach dem Ende der Ordenszeit unter polnischer Herrschaft polonisiert worden sind, wobei aber keineswegs systematisch vorgegangen worden ist.

Im folgenden sollen die den einzelnen Gliederungspunkten subsumierten Begriffe kurz skizziert werden: Punkt 1 gibt Aufschluß über die Art der Ansiedlung, insbesondere über ihre administrative, politische und kirchliche Zugehörigkeit, wobei vor allem die im Lauf der Jahrhunderte eingetretenen Veränderungen beleuchtet werden. So wird beispielsweise darauf hingewiesen, daß ein Dorf infolge seiner sozialökonomischen Entwicklung städtische Rechte erhalten hat oder in eine Mühlensiedlung umgewandelt worden ist. Ausführlich wird die Zugehörigkeit der einzelnen Siedlung zu einem Herzogtum, einer Komturei, Kastellanei, Staroste, Vogtei bzw. zu einem Burg- oder Stadtbezirk und im kirchlichen Bereich zu einer Pfarrei, einem Dekanat oder Archidiakonat und einer Diözese dokumentiert. Punkt 2 führt die Grenzen der Siedlung und die auf ihrem Gebiet befindlichen physiographischen und für den Verkehr wichtigen Objekte wie Seen, Flüsse, Wälder, Wege und Brücken auf, während unter Punkt 3 die Eigentumsverhältnisse der Siedlung, ihre Bevölkerungsdichte, die sozialen, beruflichen und rechtlichen Verhältnisse ihrer Bewohner, z. B. die Verleihung von Immunitäten, betrachtet und Informationen über Höfe, Vorwerke, Mühlen, Schenken wie auch über die Besitzungen und Besitzrechte der Bischöfe von Leslau und Erzbischöfe von Gnesen vermittelt werden. In Punkt 4 stehen Angaben zum Lokationsrecht

und die damit verbundene Umwandlung oder Gründung von Siedlungen im Mittelpunkt, wobei Hinweise auf die Veränderung des polnischen in deutsches Recht und die Tätigkeit von Schulzen auf dem Land und von Stadträten und Schöffen in den Städten besonders erwähnenswert sind. Punkt 5 ist dem geistlichen Bereich gewidmet, finden sich hier doch Daten über Kirchen, Kapellen, Pfarreien und ihre personelle und materielle Ausstattung, über Patrozinien, Spitäler, Schulen, Lehrer, Klöster, Zehnten und religiöse Neuerungen. Punkt 6 – die darunter subsumierten Begriffe sind besonders umfangreich in Städten wie Konitz und Schlochau – vermittelt historische Informationen über die Siedlung und ihre Bewohner, z.B. Ereignisse aus der Politik, Naturkatastrophen, Kriegsschäden, berühmte Mitbürger und Mitglieder der Opposition gegen den Orden, die mit dem Eidechsen- oder dem Preußischen Bund verbunden sind. In Punkt 7 finden sich Hinweise auf nicht berücksichtigte Quelleninformationen und die wesentliche historische Regionalliteratur, während der abschließende Punkt 8 auf die Ergebnisse archäologischer Forschungen über die Burgen und frühmittelalterlichen Siedlungen des Untersuchungsgebiets verweist.

Aus allen diesen Bemerkungen ergibt sich, daß der Nutzen der von M. Grzegorz in „benediktinischer“ Kleinarbeit erstellten Publikation für die Erforschung der Regional- und Siedlungsgeschichte des Konitzer Landes im Mittelalter und zu Beginn der Frühen Neuzeit beträchtlich ist. Es bleibt zu hoffen, daß dadurch weitere, ähnlich detaillierte Untersuchungen zu dieser historischen Grenzregion angeregt werden, wobei auch deutsche Historiker zum Engagement und zur Mitarbeit aufgerufen werden.

Stefan Hartmann

Christofer Herrmann: *Burgen im Ordensland, Deutschordens- und Bischofsburgen in Ost- und Westpreußen. Ein Reisehandbuch.* Würzburg, Bergstadtverlag Wilhelm Gottlieb Korn, 2006, 288 S. 24,90 €.

Seit 1966 gibt es für Ost- und Westpreußen ein Handbuch der historischen Stätten. Es ist leider das schwächste seiner Art in der verdienstvollen Reihe des Kröner-Verlages. Seit 1992 ist auch eine Neubearbeitung des Dehio-Gall greifbar, allerdings mit vermeidbaren Schwächen u. a. in seinen historischen Einführungen. Daher ist es sehr zu begrüßen, daß unser Kommissionskollege Christofer Herrmann in einem „Reisehandbuch“ die Burgen des Ordenslandes vorstellt, und zwar neben denen des Deutschen Ordens auch die der Bischöfe und – über den Untertitel des Buches hinausgehend – auch die der Domkapitel. Das Buch beginnt mit einer historischen Einführung, die nur wenige Fehler enthält. So waren die Obersten Spittler und Trapiere nicht die Leiter eines zentralen Spital- bzw. Bekleidungswesens, weil es solche nicht gegeben hat. Vielmehr handelt es sich um die Ehrentitel zweier der nächsten Ratgeber des Hochmeisters, die zumeist Komture von Elbing und Christburg waren. Umfangreicher sind die allgemeinen Ausführungen zur Burgenarchitektur, die zunächst die zeitliche Entwicklung und dann die verschiedenen Typen charakterisieren. Wichtig ist, daß neben den Konventshäusern der Komture auch die kleineren nachgeordneten Häuser berücksichtigt werden. Es werden dann die wichtigsten Teile bzw. Funktionsräume der Burgen kurz gekennzeichnet. Auch die Burgen der Hochstifte werden in ihrer Abhängigkeit von den Ordensburgen vorgestellt. Mit der Forschungsliteratur setzt sich der Vf. auseinander in seinen Anmerkungen zum Entstehen der regelmäßigen Vierflügelanlage. Versuche, die Vorbilder in den verschiedensten Ländern oder aber bei der Klosterarchitektur, vor allem der Zisterzienser, zu suchen, hätten keine befriedigenden Ergebnisse gebracht. Vf. geht davon aus, daß die Ordensführung im späten 13. Jahrhundert verhältnismäßig plötzlich im Zuge des planmäßigen Herrschaftsaufbaus Richtlinien für einen eigenständigen Bau der Konventshäuser entwickelt habe.

Den Hauptteil des Buches bietet der Katalog von über 70 Burgen. Dieser wird eingeleitet von einer Konkordanz der deutschen Burgnamen mit den heute in Polen, Rußland und Litauen üblichen, die nicht immer mit den historischen polnischen Namen identisch sind. Die einzelnen Artikel tragen als Überschrift den deutschen Namen, den fremdspachigen in Klammern und die heutige staatliche Zugehörigkeit, dazu kommt eine Kennzeichnung der Burgart. Die Artikel selbst bestehen aus zwei typographisch unterschiedenen Teilen, in Normalsatz die eigentliche Be-

schreibung des Bauwerks, in Kursive weitere historische Angaben. Abschließend gibt es meist einen Hinweis zum Anreiseweg. Fast jeder Artikel ist mit einem Grundriß, der den mittelalterlichen Zustand zeigen soll, und mit mehr als einem Foto ausgestattet. Diese Aufnahmen gehören zwar meist der Gegenwart bzw. jüngsten Vergangenheit an, aber bei heute gänzlich zerstörten Burgen wie Germau oder Lochstedt bietet Vf. auch ältere Fotos, während bei der Kulmer Bischofsburg Löbau neben einem vom Vf. gezeichneten Grundriß ein neueres Foto die Stelle zeigt, wo die Burg einmal gestanden hat. Lochstedt, ein heute mit Brennesseln überwachsener Trümmerhaufen, wird als besonders schmerzlicher architekturgeschichtlicher Verlust ausführlich dokumentiert. Germau, Kammeramtssitz in der Komturei Königsberg, überlebte bis 1945 als Kirchenburg. Hier hätte Vf. auf die 1939 entdeckte Innenausstattung mit Fresken eingehen können, die nicht nur durch die 1939 veranlaßten Abmalungen bekannt ist (vgl. den Ausstellungskatalog: *Kirche im Dorf*, Berlin 2002, S. 162–168), sondern neuerdings durch das 1943–1945 aufgenommene, ins Internet gestellte „Farbdiaarchiv zur Wand- und Deckenmalerei“ von der Gotik bis zum Ende des 19. Jahrhunderts (www.zi.fotothek.org) anschaulich ist. Im ganzen ein sehr nützliches Reisehandbuch, das allerdings nur eine allgemeine Bibliographie, keine Nachweise zu den einzelnen Objekten enthält. Zu loben sind Einband und Fadenheftung.

Bernhart Jähnig

Burgen kirchlicher Bauherren, hrsg. von der Wartburg-Gesellschaft zur Erforschung von Burgen und Schlössern in Verbindung mit dem Germanischen Nationalmuseum [Redaktion: G. Ulrich Großmann, Hans-Heinrich Häffner]. München, Deutscher Kunstverlag, 2001, 308 S., zahlreiche s/w-Abb.

Der erste Teil widmet sich Preußen allgemein, der zweite der Marienburg, der dritte Burgen des Deutschen Ordens außerhalb Preußens, der vierte Burgen der Bischöfe, der fünfte Burgen anderer geistlicher Herren. Der Band ist Dankwart Leistikow gewidmet und enthält zusätzlich seine Bibliographie sowie einige Rezensionen.

Marian Dygo beginnt mit dem Versuch, Preußen als weltlichen, nicht geistlichen Staat zu definieren. Tomasz Torbus spricht im Nachgang zu seiner Dissertation über die preußischen Konventsburgen (1998) offene Fragen zum Bau der preußischen Ordensburgen an. Tadeusz J. Zuchowski versucht recht spekulativ, die Residenz- und Raumfunktionen der Marienburg vom päpstlichen Hofzeremoniell abzuleiten. Marian Kutzner zentralisiert die frühe Ausschmückung der Ordensburgen auf eine Elbinger Ziegelwerkstatt und den Orden als zentralen Auftraggeber für das ganze Land. Rainer Zacharias stellt die Marienburg als Wallfahrtsstätte vor, ein bislang vernachlässigtes, jedoch für den Deutschen Orden als geistliche Gemeinschaft wichtiges Thema. Wiesław Długocki zeigt in Weiterführung der Arbeit von Sielmann (1921) die Hausämter auf der Marienburg auf. Kazimierz Pospieszny stellt neue Untersuchungen zum Ostteil des Hauptgeschosses im Marienburger Hochmeisterpalast vor mit wesentlichen Ergebnissen für das Raumgefüge und den Treppenzugang. Ulrich Großmann notiert Fragen zum Toreingang des Hochschlosses, die sich während der dem Band zugrundeliegenden Tagung ergaben. K. Pospieszny spekuliert über die „Elisabeth“-Kirche zu Marburg als Vorbild für die Marienburger Konventskirche und wichtigstes Argument für die Wahl der Burg als Hauptsitz des Ordens nach 1309. Elisabeth Castellani bettet die Wiederherstellung der Marienburg in die (mittel-)europäische Burgenrenaissance des 19. Jahrhunderts ein. Kurt Drake läßt die Frage der Vorbildfunktion von Deutschordensburgen für schwedische Burgen offen, glücklicherweise. Tomáš Durdík den zum Teil sehr rudimentären Kenntnisstand über Kommenden und Burgen (nicht Pfarren) des Ordens in Böhmen zusammen. Gerd Strickhausen bringt zusammenfassende Überlegungen zur Rolle der Kommende Marburg und neue, einleuchtende Überlegungen zur Baugeschichte der Elisabethkirche. Die Bausituation und -tätigkeit vor allem des 16. Jahrhunderts wird von Katharina Schaal anhand von Schriftquellen für die Kommende Marburg vorgestellt, während Ulrich Großmann sie bauhistorisch untersucht. Dankwart Leistikow bietet einen guten Beitrag über die Burg des Deutschen Ordens in Mergentheim im 13. Jahrhundert. Die mittelalterliche Baugeschichte der Kommende Köniz (Schweiz) stellt Armand Baeriswyl erstmals vor. Den histori-

schen Schwenk zu den Bistümern in Preußen vollzieht Andrzej Radziminski, Liliane Krantz-Domasłowska widmet sich Dom und Burg von Marienwerder, Christofer Herrmann der Burg Heilsberg und Izabella Brzostowska der Burg Röfel, Ieva Ose stellt die Burgen des Erzbistums Riga vor. Kastellburgen im Erzbistum Köln und einige Johanniterbeispiele beschließen die Beiträge.

Insgesamt handelt es sich um einen Band mit interessanten Themen, jedoch teilweise recht spekulativ und textlich wie in der Bildzuordnung nicht immer gut redigiert, in der Verwendung nichtdeutscher Namen teilweise ohne Konkordanz, wenngleich mit meist guten Abbildungen.

Udo Arnold

Die Berichte der Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie. Personen- und Ortsindex sowie Ergänzungen zum 4. Band (1429–1436), hrsg. v. Bernhart Jähnig, Personen- und Ortsindex bearb. v. Jan-Erik Beuttel (Veröffentlichungen aus den Archiven Preußischer Kulturbesitz, 58). Köln/Weimar/Wien, Böhlau, 2006, VIII, 172 S.

Die Generalprokuratoren des Deutschen Ordens an der Kurie, die seit dem 13. Jahrhundert nachweisbar sind, hatten eine zweifache Funktion inne: Sie waren zum einen die Vertreter ihrer Korporation bei ihrem geistlichen Oberhaupt, dem Papst, und sie waren zum anderen eine Art ständiger Gesandter des preußischen Landesherrn an einem der wichtigsten Höfe Europas. Daß ihr Briefwechsel mit den Hochmeistern des Deutschen Ordens zu einem großen Teil überliefert ist, ist erfreulich genug; daß dieser Briefwechsel für die Zeit von den Anfängen bis zum Jahre 1436 aber auch in vier Bänden vorbildlich ediert wurde, ist ein Glücksfall für die Erforschung nicht nur der speziellen Ordensgeschichte, sondern auch der Politik-, Wirtschafts-, Sozial- und Alltagsgeschichte des späten Mittelalters. Da eine derartige Edition jedoch erst durch einen differenzierten Index für verschiedenste Fragestellungen bequem und schnell zu benutzen ist, ist es sehr erfreulich, daß ein solcher nun auch für den letzten der bisher erschienenen Bände vorliegt. Finanziert durch die Historische Kommission für ost- und westpreußische Landesforschung hat Jan-Erik Beuttel, Verfasser einer einschlägigen Monographie zum Generalprokuratorenamt, diese anspruchsvolle Arbeit geleistet und einen Orts- und Personenindex angefertigt; daß in diesen auch zahllose Sachbegriffe aufgenommen wurden, unterschlägt der Titel bescheiden. Der Index, seinerzeit noch von Kurt Forstreuter selbst begonnen, hält sich an das Muster der bisherigen Bände und läßt für die Benutzung keine Wünsche offen: Namensvarianten (Stralsund/Sunt) werden verweisend aufgeführt, Namensänderungen (Karthaus, heute Kartuzy) ebenso, und die Personennamen sind mit Jahresangaben zu Auftreten und Amtszeiten versehen. Eine Ergänzungsbibliographie mit jüngeren Titeln zur Geschichte der Generalprokuratoren rundet diese gelungene Erschließungsarbeit ab.

Begleitet wird das nützliche Werk zudem von zwei Aufsätzen. In dem ersten erzählt Bernhart Jähnig die Geschichte der Edition und schildert die jahrelange Arbeit ihrer beiden Protagonisten, Hans Koeppen und Kurt Forstreuter. In dem zweiten, einem 1961 gehaltenen Vortrag, berichtet Koeppen selbst von der Entstehungsgeschichte der Edition, um sodann am Beispiel Peters von Wormditt das Amt und die Mühen eines Generalprokurators quellennah zu schildern. Damit gibt er ein anschauliches Beispiel, wie ertragreich die Berichte der Generalprokuratoren für die Forschung sein können; ihr ebnet der nun vorliegende Indexband den Weg.

Ulrich Kober

The Military Orders and the Reformation. Choices, State building, and the Weight of Tradition. Papers of the Utrecht Conference, 30 September–2 October 2004. Ed. by Johannes A. Mol, Klaus Militzer and Helen J. Nicholson (Bijdragen tot de Geschiedenis van de Ridderlijke Duitsche Orde, Balije van Utrecht 3). Hilversum, Verloren, 2006. 319 S.

Die Internationale Historische Kommission zur Erforschung des Deutschen Ordens führt alle zwei Jahre eine Tagung durch, und zwar in den Jahren mit geraden Zahlen, also jeweils zwischen den Thorner Tagungen der Reihe „Ordines militares“. Die Tagung des Jahres 2004 hat in Utrecht

stattgefunden und wurde teilweise in den weitgehend restaurierten Räumlichkeiten der evangelisch gewordenen und verselbständigten Ballei Utrecht des Deutschen Ordens durchgeführt. Die Thematik war diesmal nicht dem Deutschen Orden allein gewidmet, sondern behandelte die Bedeutung der Reformation für andere geistliche Ritterorden, insbesondere den Johannitern, und zwar als Fragestellung unter den drei Schlagworten: Persönliche Entscheidungen, Staatsbildung und Last der Tradition. Der Tagungsband umfaßt außer der Einleitung von Klaus Militzer 13 Beiträge.

Aus preußischer Sicht interessieren besonders die ersten beiden Aufsätze. Udo Arnold, „Hochmeister Albrecht von Brandenburg-Ansbach und Landmeister Gotthard Kettler. Ordensritter und Territorialherren am Scheidewege in Preußen und Livland“, untersucht zunächst die Motivation Albrechts und kommt zu dem Ergebnis, daß am Anfang die machtpolitische Frage den Anstoß für die bekannten politischen und kirchlichen Veränderungen gegeben habe. Dann habe jedoch zunehmend Albrechts Bemühen um theologische Fragen seine innenpolitische Arbeit bestimmt. In Livland sah sich Gotthard Kettler über drei Jahrzehnte später einer ganz anderen Lage gegenüber, die nicht nur in der anderen innerlivländischen Territorialstruktur, sondern auch in der fortgeschrittenen reformatorischen Durchdringung des Landes und einer veränderten äußeren Bedrohung begründet war. – Janusz Małek, „Poland in the face of the Lutherisation of Prussia“, behandelt hinsichtlich der Reformation die Beziehungen der Adelsrepublik sowohl zum Herzogtum als auch zum Königlich polnischen Preußen in den beiden Epochen 1517–1525/26 und 1526–1548.

Juhan Kreem betrachtet den livländischen Zweig des Deutschen Ordens im Verhältnis zur Reformation. Mit den Johannitern beschäftigen sich Martin Bertson in Skandinavien, Gregory O'Malley in England, Karl Borchardt in Deutschland sowie Jürgen Sarnowsky in Brandenburg. Während Jörg Seiler die Wandlungen des Deutschen Ordens im Reich untersucht, skizziert Johannes A. Mol die Überlebensversuche der Ritterorden am Tagungsort Utrecht. Bemerkenswert sind die beiden kunsthistorischen Beiträge. Während Truus van Bueren die Kunstschatze des Johanniterkonvents in Haarlem vorstellt, geht Daantje Meuwissen der Traditionsbildung durch die Porträtgalerie der Landmeister der Deutschordensballei Utrecht nach. Die beiden letzten Beiträge sind der Gegenreformation bzw. katholischen Reform gewidmet. Jozef Mertens skizziert die Bildungspolitik des Altenbiesener Landkomturs Heinrich von Reuschenberg (1572–1603), David F. Allen behandelt den 1636–1657 regierenden Johanniter-Großmeister Jean Paul Lascaris besonders im Blick auf Frankreich. Indices beschließen den gut ausgestatteten Band, der in manche weniger bekannte Bereiche der Geschichte der Ritterorden führt.

Bernhart Jähnig

Ermländische Ansichten. Ferdinand von Quast und die Anfänge der Denkmalpflege in Preußen und Ermland. Widoki z Warmii. Ferdynand von Quast i początki konserwatorstwa zabytków w Prusach i w Warmii. Ausstellungskatalog/Katalog Wystawy, Bearb. Christofer Herrmann, Andrzej Rzempoluch. Münster, Historischer Verein für Ermland, Olsztyn, Muzeum Warmii i Mazur, 2006, 208 S.

Der Historische Verein für Ermland ist anlässlich seines 150jährigen Bestehens im Jahre 2006 mit einer Ausstellung an die Öffentlichkeit getreten, die zunächst in Potsdam, dann in Allenstein gezeigt worden ist. Grundlegend für das Gelingen war die Zusammenarbeit mit dem Museum für Ermland und Masuren in Allenstein, so daß dessen Leiter Andrzej Rzempoluch neben Christofer Herrmann als Katalogbearbeiter auftritt. Daneben gab es weitere deutsche und polnische Leihgeber, die aber nicht in einer Liste erscheinen. Die Wahl des Ausstellungsthemas ist dem Umstand zu danken, daß Ferdinand von Quast als Begründer der preußischen Denkmalpflege sich gerade ermländischen Kirche und Schlösser als Objekte ausgesucht hat, um eine größere Reihe von Veröffentlichungen zu beginnen. Leider ist sein Werk nicht über die ermländische Lieferung hinausgekommen, die im Mittelpunkt der Ausstellung steht. Der aufwendige Katalog, der durchgängig im Zweispaltendruck zweisprachig gehalten ist, besteht aus einem Aufsatz- und dem eigentlichen Katalogteil. Christofer Herrmann stellt zunächst Leben und Werk von Ferdinand von Quast dar. Artur Dobry gibt einen Überblick über die frühen Restaurierungsbemühungen

an der Marienburg vor Quast. Andrzej Rzempech wendet sich dann der Denkmalpflege im Ermland des 19. Jahrhunderts zu, um so das eigentliche Aufgabenfeld deutlich zu machen. Schließlich gibt Christofer Herrmann eine Einführung in die das Ermland betreffende Veröffentlichung von Quast. Diese aus 24 Tafeln bestehende Arbeit wird nun im eigentlichen Katalogteil mit ergänzenden Vor- und Begleitarbeiten durch zahlreiche Abbildungen und Erläuterungen im einzelnen vorgestellt. Thema sind die Kirchen und Schlösser zu Heilsberg, Rösel, Guttstadt, Wormditt, Frauenburg, Braunsberg, Allenstein und Seeburg. Auf den beiden letzten Tafeln erscheinen Wartenburg und eine Reihe von Dorfkirchen. Sehr zu loben ist die Qualität des Katalogs im ganzen und insbesondere die der Abbildungen, deren Vorlagen keine starken Farben aufweisen.

Bernhart Jähnig

Werner Hatw: *Flügelschläge. Geschichte und Geschichten*. Oldenburg, Schardt, 2006, 318 S. 12,90 €.

Dieser autobiographische Roman schildert das Leben eines im Jahre 1944 15jährigen Königsberger Hitlerjungen, der rechtzeitig im Januar 1945 mit Mutter und Schwester auf die Flucht gehen konnte und noch vor Kriegsende in einem Dorf südlich Lüneburg landete. Ohne die Möglichkeit, eine Schulbildung fortzusetzen, mußte der Heranwachsende im Schwarzhandel, Mitwirken beim Schnapsbrennen und bei anderen typischen Nachkriegstätigkeiten sowie im Zugehen auf das weibliche Geschlecht seinen wachen Verstand entwickeln.

Bernhart Jähnig

Preußenland

MITTEILUNGEN DER HISTORISCHEN KOMMISSION FÜR OST- UND WESTPREUSSISCHE LANDESFORSCHUNG UND AUS DEM GEHEIMEN STAATSARCHIV PREUSSISCHER KULTURBESITZ

Jahrgang 47/2009

ISSN 0032-7972

Nr. 1

INHALT

Udo Arnold, Krieg im Visier: eine Standortbestimmung germanistischer Deutschordens-Mediävistik?, S. 1 – Bernhart Jähnig, Statutenergänzung des Hochmeisters Ulrich von Jungingen von 1408, S. 10 – Sven Ekdahl, Ein Privatbrief vom Herbst 1410 an Margreth Lucassynne, Witwe des Marienburger Bürgermeisters Lucas, im Haus des Danziger Bürgermeisters Konrad Letzkau, S. 15 – Bernhart Jähnig, Alfred Cammann, S. 24 – Buchbesprechungen, S. 26.

Krieg im Visier: eine Standortbestimmung germanistischer Deutschordens-Mediävistik?

Von Udo Arnold

Die germanistische Mediävistik hat sich in den letzten Jahren zunehmend dem Bereich des Deutschen Ordens gewidmet, unter zum Teil intensiven Überlegungen um Autoren und Entstehungsbereiche von Literatur und damit verbundenen Definitionsüberlegungen von Literatur *des* Ordens oder Literatur *im* Orden, Überlegungen, für die die Kunsthistoriker und Historiker den Germanisten vorausgegangen waren. Dabei hat die germanistische Mediävistik durchaus Erkenntnisgewinne zu verzeichnen, auch wenn die Diskussion manchmal ein wenig rigoristisch übers Ziel hinausschoss. Als gewichtigste Beiträge sind sicher die Monographien von Arno Menzel-Reuters¹, Ralf G. Päsler² und neuerdings Edith Feistner, Michael Neecke und Gisela Vollmann-Profe³ zu nennen, neben einer Vielzahl von Aufsätzen, die hier nicht im einzelnen auf-

Kommissionsverlag: Elwert'sche Universitäts- und Verlagsbuchhandlung
Reitgasse 7/9, 35037 Marburg (Lahn)

Manuskripteneinsendungen sind zu richten an:

Dr. Dieter Heckmann, Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz, Archivstraße 12-14, 14195 Berlin, oder
Dr. Klaus Neitmann, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, An der Orangerie 3, 14469 Potsdam

Articles appearing in this journal are abstracted and indexed in
HISTORICAL ABSTRACTS and AMERICA: HISTORY AND LIFE.

Gedruckt mit Unterstützung der Stiftung Preußischer Kulturbesitz
und Beihilfe des Herder-Instituts e.V.

Herstellung: Stahlinger Satz GmbH, 35305 Grünberg

¹ Arno Menzel-Reuters: *Arma spiritualia. Bibliotheken, Bücher und Bildung im Deutschen Orden* (Beiträge zum Buch- und Bibliothekswesen, 47), Wiesbaden 2003.

² Ralf G. Päsler: *Deutschsprachige Sachliteratur im Preußenland bis 1500. Untersuchungen zu ihrer Überlieferung* (Aus Archiven, Bibliotheken und Museen Mittel- und Osteuropas, 2), Köln 2003.

³ Edith Feistner, Michael Neecke, Gisela Vollmann-Profe: *Krieg im Visier. Biblepik und Chronistik im Deutschen Orden als Modell korporativer Identitätsbildung* (Hermaea. Germanistische Forschungen, NF 114), Tübingen 2007.